



Cospede – Bote

Heimatheft Nr. 5

Erinnerungen an meine Schuljahre in Cospeda und die Kinder- und Jugendzeit in Lützeroda

Von Reinhard Spehr, Dresden



Vorbemerkung

Der durch die gegenwärtige Corona-Pandemie in vielen Aktionsfeldern ausgebremste Heimatverein ist in der erfreulichen Lage ein einmaliges Dokument der jüngeren Geschichte unserer engeren Heimat veröffentlichen zu können:

Erinnerungen an meine Schulzeit in Cospeda und die Kinder- und Jugendzeit in Lützeroda

Der Verfasser ist Reinhard Spehr (*18. Sept. 1938). Er wurde mit seiner Familie im Juni 1945 nach Verlesen eines „Räumungsbefehles“ mit einer Frist von nur zwei Stunden aus dem bäuerlichen Hof im Warthebruch (ehemals brandenburgische Neumark) gelegenen Lossow vertrieben.

Mit einem vollgepackten Handwagen zog die Familie 140 km in einem endlosen Treck von Lossow über Küstrin und Wriezen nach Berlin. Von hier fuhr sie unter katastrophalen Umständen in einem Güterwaggon mit ca. 20 anderen Vertriebenen in zwei Tagen bis nach Jena. Nach etwa zwei Wochen Aufenthalt in einem Flüchtlingslager in Holzbaracken am Westbahnhof und dem Besuch in einer Entlausungsanstalt in der Westbahnhofstraße lief Reinhard Spehr mit seiner Familie, sich später erinnernd: *„...von Jena den Cospedaer Grund hoch, Luft holend und voller Hoffnung und ängstlicher Erwartung. Oben auf der Höhe, vor dem Gasthof Zum Grünen Baum zur Nachtigall sah ich hinter einem Zaun einige Hühner und einen bunten Hahn. Diese Tiere waren die ersten friedlichen Boten seit vielen Wochen und ich kam mir jetzt vor wie in einer anderen, wirklich heilen Welt. Von Cospeda ging es weitem nach Lützeroda, wo wir im Gasthof bei Reinhold Franke und seiner Tochter Irma Stiebritz einen 14 m² großen Raum mit Blick zur Kirche und zur uralten Dorflinde zugewiesen erhielten.“* (Zitiert nach R. Spehr: „Erinnerungen an meine Kindheit in Lossow 1943 – 1945 und an die Vertreibung 1945.“ Aufgezeichnet in Dresden im September 2013, korrigiert am 12. Nov. 2020).

In Lützeroda fand Reinhard Spehr mit seiner Familie seine neue – wie er später einschätzte „Seelen-Heimat“. Nach dem Besuch der Grundschule in Cospeda und der Oberschule in Jena schloss er an der Friedrich-Schiller- Universität Jena ein Studium in Prähistorischer Archäologie ab.

Ab 1958 konnte er in Dresden seinem „Traumberuf“ nachgehen. Im Landesmuseum für Vorgeschichte bzw. ab 1991 dem Landesamt für Archäologie war er zunächst im Rahmen eines Vorpraktikums als „Ausgrabungsarbeiter“ und von 1962 bis 2003 als Referatsleiter für die archäologische Denkmalspflege im Bezirk/Regierungsbezirk Dresden angestellt.

Seine Erinnerungen, die recht persönlich gehalten und eigentlich nur für seine Kinder und Enkel bestimmt waren, zeichnen ein anschauliches und spannendes Lebensbild der Nachkriegszeit unserer engeren Heimat. Ein Bild, das –nach nur wenigen Jahrzehnten- für viele der Heutigen überhaupt nicht mehr vorstellbar und leider völlig vergessen ist.

Es werden namentlich viele Personen erwähnt an die sich der Autor freundlich erinnert. Besonders eindrucksvoll sind die Naturschilderungen dieser Jahre. Sie zeigen –eigentlich beklemmend- in welcher kurzer Zeit unsere Umwelt weniger bunt und vielgestaltig geworden ist.

Stauend erfahren wir von einem Lehrer, der in Cospeda alle Schüler von der ersten bis zur achten Klasse unterrichtet hat und von heute unvorstellbaren Streichen und Abenteuern einer dörflichen Nachkriegsgeneration.

Auch die Erinnerungen an die Anwesenheit und Aktivitäten der Sowjetsoldaten auf dem Panzereprobungsplatz „Windknollen“ und den umliegenden Dörfern sind einmalig geschildert und sollten nicht in Vergessenheit geraten.

Kurzum, die Veröffentlichung dieser einmaligen Chronik des Lützerodaer/Cospedaer Alltagslebens der Nachkriegsjahre entspricht den Zielstellungen unseres Heimatvereins und soll mit diesem 5. Heimatheft der Nachwelt erhalten bleiben.

Cospeda, im April des Coronajahres 2021. Im Auftrag des HVC

W. Biewald

Erinnerungen an meine Schuljahre in Cospeda und die Kinder- und Jugendzeit in Lützeroda

Von Reinhard Spehr, Dresden

Das erste Dorf in Thüringen, von dem ich als kleiner Junge hörte und gleich darauf auch sah, war Cospeda. Unsere im Juni 1945 aus der brandenburgischen Neumark an der unteren Warthe vertriebene Familie (Vater * 1907, Mutter * 1912, mein jüngerer Bruder * 1941 und ich * 1938) hatte es nach Thüringen verschlagen, wo wir Ende August 1945 fünf Tage im Flüchtlingslager in der Nähe des Westbahnhofs verbrachten: Vom Arbeitsamt in Jena hatten wir Anfang September 1945 eine Unterkunft in Lützeroda zugewiesen bekommen. Auf dem Wege dorthin liefen wir um den 2./5. September zur Papiermühle und stiegen dann den „Cospedaer Grund“ hinauf. Laufen waren wir Kinder gewohnt, denn zuvor waren wir über Küstrin bis Berlin marschiert, etwa 140 Kilometer, – ich war noch nicht einmal sieben, mein Bruder noch nicht vier Jahre alt. Leider habe ich nicht bemerkt, wie sich meine Eltern im fremden Jena orientiert haben, ob sie z. B. Leute nach dem Weg über Cospeda nach Lützeroda gefragt haben oder ob sie einen Handzettel mit der Adresse unserer neuen Unterkunft (Einweisungsschein?) besaßen. Demgegenüber erinnere ich mich genau an ein erstes Bild paradiesischen Friedens: Am oberen Ende des „Grundes“, vor dem Gasthaus „Zum



grünen Baum zur Nachtigall“, rechts vom Wege, liefen hinter einem Drahtzaun einige Hühner, unter ihnen stand auch ein bunter Hahn. War es möglich, konnte hier Krieg gewesen sein!?

Gasthof „Zum grünen Baum zur Nachtigall“ Cospeda (Ansichtskarte von vor 1945)

In Lützeroda erhielten wir im Obergeschoß des Gasthofs von Reinhold Franke und seiner

Tochter Irma Stiebritz ein 14 m² großes Zimmer.

Gastwirtschaft von Reinhold Franke. Hier erhielt die Familie Spehr im Obergeschoss ihr erstes Quartier. (Ansichtskarte von vor 1945).



Schon am 24. 9. 1945 schrieb meine Mutter an ihre Freundin Else Scheidecker in Erkner bei Berlin eine Ansichtskarte (von um 1935) mit den beiden Fotos des Gasthofes und der Kirche (die Karte trägt statt einer Briefmarke den Stempel:

„Gebühr bezahlt“): „Ihr Lieben! Nun sind wir schon 3 Wochen hier in Lützeroda, 5 km v. Jena und wohnen in umstehenden Haus. Waren 5 Tage im Flüchtlingslager Jena, sind durch das Arbeitsamt hier her gekommen. Gerhard ist hier dicht bei, auf

einer 40 Mrg. Wirtschaft, wo der Mann fehlt, und ich helfe hier bei allen Arbeiten mit. Es sind Verwandte u. wird alles zusammen gemacht. Kartoffeln haben wir raus. Ich kann wohl sagen, dass wir es gut getroffen haben. Gestern hat uns Frida besucht. Sie ist 5 km ab von uns in Nerkewitz, auch bei einem Bauern. Es gäbe ja so viel zu schreiben, aber kaum Zeit dazu. Wie geht es euch allen? Schreibe doch bitte bald. Euch allen viele herzliche Grüße Eure

Hildegard u. Familie.“ Aus dem nüchtern-sachlichen Text spricht keine Klage, sondern viel Hoffnung.

Frau Stiebritz in der Schenke hatte zwei Söhne, die etwas älter waren als ich (Klaus * um 1934/35, Ulli * um 1936/37), und eine Tochter (Alice * um 1932/33). In der kleinen Stube lebten wir zu viert fast vier Jahre. Der Raum bot Platz für zwei schmale Betten (für die Eltern und, verkehrt herum liegend, zusätzlich für uns beide Jungen) und einen Tisch, an dem gegessen, Briefe geschrieben und Schulaufgaben gemacht wurden; dann waren dort noch vier Stühle und ein hoher zweigeschossiger Eisenofen zum Heizen und (!) Kochen. Das war alles, mehr gab es nicht! Einen Schrank, ein Regal oder ein Buch besaßen wir nicht (als allererstes wurde wenig später in Jena ein evangelisches Gesangbuch gekauft). Unsere Hosen, Hemden und Jacken wurden vor der Zimmertür auf dem Gang an Eisennägeln aufgehängt. Die erwähnten Möbel hatten wir vermutlich aus dem Dorf geschenkt bekommen. Das Wasser zum Kochen und Waschen (in einer Schüssel) wurde unten in der Küche von Stiebritz geholt. Zum Austreten stand im Hof das Plumpsklo der Gaststätte bereit, unter den beiden Betten stand ein provisorischer Nachttopf. In diesem Wohnraum zog der meiste Rauch unseres Ofens nicht durch den Schornstein ab, sondern musste bei jedem Wetter durch das Öffnen eines der beiden Fensters abgeleitet werden; im Zimmer war ständig blauer Dunst, oft auch beißender Rauch! Unser Vater bemühte sich auf alle nur mögliche Weise um eine Beseitigung dieses schlimmen Zustandes, leider vergeblich.

Erst nach unserem Auszug 1949 in eine etwas größere Wohnung (zwei Räume in E/Ilse? Valtin's Haus am oberen Dorfteich) wurde ihm insgeheim die Vermutung zugeflüstert, – ich hörte damals mit zu –, dass möglicherweise unser Rauchabzug am Schornstein bewusst verstopft worden sei, dass wir wohl „ausgeräuchert“ werden sollten. Als Kinder haben wir nicht weiter bemerkt, ob unsere Familie im Dorf willkommen war oder nur stillschweigend toleriert oder gar abgelehnt wurde. Es wird wohl von Mann zu Mann, von Familie zu Familie unterschiedlich gewesen sein, je nachdem, wer direkt und in welcher Weise er durch die „Flüchtlinge“, – es waren in Lützeroda immerhin etwa 15 Familien und Einzelpersonen, bei nur 26 bewohnten Häusern mit Hausnummern –, in seinem Hause und Umfeld betroffen war. Die Eltern haben nie über solche emotionalen Empfindungen mit uns gesprochen, alles Schlimme und emotional Komplizierte wurde von uns ferngehalten: Solche Worte wie „Scheiße“ fielen zu Hause nie, das Thema „Sexualität“ blieb zeitlebens als tabu völlig ausgeklammert; solche bösen Vorkommnisse hier und dort wie „Ehescheidung“ wurden vor uns, auch später noch, nur leise angedeutet, schon gar das Kapitalverbrechen „Ehebruch“. Unser Vater musste gewiss manch unverschämte Behandlung runterschlucken, auch wenn er damals schon 40 Jahre alt war. So verletzte mich als kleinen Jungen eine grob vorgetragene Zurechtweisung, ja freche Drohung gegen meinen Vater, und zwar durch den Bauern Emil Wackernagel (ehemaliger NSDAP-Ortsbauernführer), die ich miterlebte und an die ich noch heute denken muss.

In den ersten beiden Jahren, wenn es draußen kalt und nass war, tobten wir mit anderen Kindern oft im Tanzsaal des Gasthofes herum; dieser war nämlich bis Ende 1947 vollgepackt mit dem vor dem Bombenkrieg ausgelagerten Mobiliar des Jenaer Kaufhauses „HEKA“. Ich hatte aus der Heimat kein einziges Spielzeug mitbringen dürfen. Die Jungen aber aus den einheimischen Familien hatten manches, was auch ich gern besessen hätte: Auf das Geschenk eines Taschenmessers musste ich etwa sechs oder sieben Jahre warten; alte, dick verrostete Schlittschuhe fanden sich in irgendeiner Scheune erst spät; sie wurden anfangs an die weichen Schuhe mit einem Strick angebunden, erst später mit einem Hakenschlüssel (Kurbel) an den Schuhsohlen festgeschraubt. Ungeduldig musste ich auf der Teich-Ufermauer sitzen und warten, bis ich dran war, denn nur einer von uns drei oder vier Jungen besaß einen Schlittschuhschlüssel. Sobald die dicke Eiskecke auf dem unteren Dorfteich bei Tauwetter anfang aufzubrechen, stiegen wir einzeln auf die größeren Schollenstücke, stakten über das

Wasser und spielten Piratenkrieg; auf unseren Eisschollen stand Schmelzwasser, und an Gummistiefel war nicht zu denken. Heute ist mir völlig unverständlich, wie die vorbeilaufenden Erwachsenen einfach auf unser gefährliches Spiel sehen und nicht einschreiten konnten. Allerdings haben wir auf das ständige Schreien und Keifern der am Teich in einem baufälligen Fachwerkhaus (heute Neubau Feuerwehr) wohnenden Frau Marie Schreiber (mit zwei Töchtern Lucie und Ruth), die stundenlang aus dem Fenster auf Strasse und Teich schaute, nicht mehr reagiert. Unser Dorfteich war zwar höchstens 1,2 m tief, doch das Wasser war im Winter natürlich eiskalt, sodass ein Hineinfallen für uns hätte lebensgefährlich werden können. Beim sommerlichen Spielen am Teich fiel mein Bruder Helfried als Sechs- bis Neun-Jähriger mehrfach ins Wasser, die Eltern durchlebten diese Zeit mit großer Sorge, registrierten für sich die Zahl der glücklich überlebten „Wasserstürze“ und nannten später immerhin sechs (dazu schon vorher einer im heimatlichen Lossow). Mein Bruder war mehrmals selber wieder aus dem Wasser gekrochen, einige Male kamen nach unserem lautem Schreien Erwachsene zu Hilfe; nicht immer war ich dabei; doch erinnere ich mich an einen Unfall, als er hineinstürzte und unter Wasser verschwand, ich stand mit zwei oder drei anderen auf der Teichmauer, wir waren ratlos vor Schreck; plötzlich tauchte er an der anderen Ecke des Teiches, gute sieben Meter von der Unglückstelle entfernt, wieder auf und wir konnten ihm beim Herausklettern helfen.

Um 1948/49 veranstaltete die größere Jugend in Lützeroda auf der Wiese nördlich vom Dorfe ein spektakuläres Drachensteigen: Der mit schwarzem Tuch bespannte Drache von mehr als 2 m Länge wurde erst nach größter Kraftanstrengung zum Aufsteigen gebracht; er schwebte dann endlich, aber nur wenige Meter über der Erde an seinen 30 oder 40 m langen Seilen, zerrte aber so stark, dass er von den 4 oder 5 jungen Männern nicht mehr gehalten werden konnte und deshalb schnellstens mit Pflöcken in der Wiese verankert werden musste. Ich war mit allen anderen Dorfkindern, auch mit einigen Erwachsenen bei dieser Aktion stundenlanger Zuschauer. Der Anlass dafür ist mir aber nicht mehr bekannt.

In den ersten vier Jahren, wo wir noch keine eigenen Hühner hatten, bekamen wir beiden Brüder zu Ostern ein oder zwei hartgekochte Eier geschenkt; wir liefen damit, zusammen mit den anderen Kindern ins „Tälchen“ zum Eier-Kullern und zum Weitwurf mit dem Wettbewerbs-Ziel, wessen Eier den Aufprall am längsten standhalten würden, wobei die Zahl der Würfe bis zum Zerplatzen gezählt wurden. Auch später, als wir selber 20 oder mehr Hühner hatten, brachten wir in unserem Korb höchstens vier oder fünf Eier mit auf die Eierwiese, die Bauernjungen aus dem Dorfe aber kamen mit vollen Körben (20 oder 30 Eier). Nach dem Spaß wurden die Eier auf der Wiese gegessen, pro Kind drei bis fünf Stück, wenn ich mich recht erinnere. Nach alter Gewohnheit hat unsere Mutter die Ostereier mit frischem Gras oder mit trockenen Zwiebelschalen, auch mit Rotkohl und verdünnter Tinte während des Kochens eingefärbt; Bemalung kannten wir nicht.

Durch dieses „Tälchen“ war früher vom Dorfe her ein kleines Wasserrinnsal hinunter in den „Urselsgraben“ gelaufen (geologisch: Abfluss der Quellen im und nördlich vom Oberdorf). Am unteren Auslauf dieses Wiesentales befand sich der Schuttablageplatz der Gemeinde Lützeroda (bis um 1990 bestehend): Er wurde zu einem der wichtigsten Plätze in meiner Kinder- und Jugendzeit. Weitere Schuttplätze befanden sich am oberen Anfang des „Mörtelgrabens“ im Isserstedter Forst (links an der Strasse nach Vierzehnheiligen), am Rande des „Kripp’schen Sees“ und am Waldrand westlich von Closewitz; sie waren aber viel kleiner und erwiesen sich längst als nicht so „fundreich“. Der mit Abstand größte Schuttplatz aber lag südlich von Isserstedt am Kopfende jener Grabenrinne, die den „Isserstedter Grund“ hinab ins „Mühlthal“ durchzieht; dorthin sind wir wegen der Entfernung nur wenige Male gekommen, auch scheuten wir die Rutsch- und Unfallgefahr auf der gewaltigen Böschung des Schuttberges. Doch den Lützerodaer Schutt im „Urselsgraben“ suchte ich alle paar Wochen auf, meist nicht etwa allein, sondern zusammen mit anderen, stets im „Wettbewerb“ mit ihnen

und immer auf der Suche nach Dingen, die für uns, entsprechend unserem jeweiligen Alter, von Wert waren. Zu diesem Schutt wurden zum Glück keine Asche, Bioabfälle oder Tierkadaver gebracht, – diese wurden in den Gärten abgelagert und auf den Feldern vergraben –, trotzdem mussten wir manchmal nicht nur alte Nähmaschinen, Zentrifugen und Radios beiseite räumen, sondern auch zwischen verfaulenden Federbetten herumwühlen, um darunter etwas Rätselhaftes und Interessantes hervorzuziehen. Jeder fand etwas anderes, manchmal wurde anschließend gleich getauscht. Mehrfach fanden sich auch schwere, eiserne Sparsbüchsen (ohne Schlüssel), in denen es klapperte; sie wurden zu Hause mit Hammer und Axt zertrümmert, doch enthielten sie immer nur uninteressante Groschen, Fünfer und Pfennige aus dem Dritten Reich. Durch dieses Suchen in armer Zeit, letztendlich wohl ein Suchen nach „Gold und Silber“, konnte ich schon mit etwa zehn/zwölf Jahren zwischen wertlosen Löffeln aus Alu, aus Eisen oder Alpaka unterscheiden, kannte schon zeitig den Unterschied zwischen einem versilberten und einem massivsilbernen Löffel: Anscheinend haben die Wegwerfenden die Silberstempel nicht lesen können. Auf solche Weise sind ein paar Funde aus dem Lützerodaer Schutt über meine Kindheit bis in meinen heutigen Besitz gelangt, darunter auch ein alter Zinnteller eines Jenaer Zinngießers und ein schönes, unbeschädigtes Abrissglas (Bierglas), beide aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Nach dem Vorbild von anderen fing ich um 1947/48 mit dem Sammeln von Briefmarken an; die ersten Einsteckhefte wurden selber zurechtgeschnitten und mit Mehlkleister zusammen geklebt. Von Zeit zu Zeit ging ich, wie andere auch, zu der alten Frau „Wetzel/Weetzel“, die allein in einem alten, niedrigen Fachwerkhaus aus Lehmziegeln am Ortsausgang nach Isserstedt wohnte: Frau „Wetzel“ bekam des Öfteren Post aus Amerika und wir bettelten nach den bunten Marken von der anderen Seite der Welt, und waren dabei oft erfolgreich. Meine Mutter und meine Oma Johanna unterhielten seit der Vertreibung einen regen Briefverkehr mit unserem ehemaligen Pastor, mit Verwandten und ehemaligen, befreundeten Dorfnachbarn, von denen einige verstreut in Ostdeutschland lebten, die meisten aber Westdeutschland als Zufluchtsort gewählt hatten. Von dort erhielten wir seit etwa 1949 zur Verwunderung der Altansässigen mehrmals im Jahre schöne „Westpakete“; so fielen schon dadurch für mich einige besondere Briefmarken an. Ansonsten wurde mit Briefmarken unter uns Jungen ein reger Tauschhandel betrieben, wobei man versuchte, die kleineren Jungen zu übervorteilen und sich gegen die Überrumpelung durch die älteren zu wehren. Überhaupt war in diesen Jahren das Tauschen („Duggeln“) eine der spannendsten Sachen und ich weiß nicht, ob damit ein Urtrieb zum Durchbruch gekommen war, oder ob wir Kinder nur das nachahmten, was die Erwachsenen um uns herum damals notgedrungen tun mussten. Mit etwa 13 Jahren begann ich, Münzen zu sammeln, was eine vollkommene Ausnahme unter uns Kindern war. Grundstock für meine Sammlung war eine deutsche Silbermark von 1875, die mein Vater als Glücksbringer jahrzehntelang im Portemonnaie getragen und mir geschenkt hatte. Wenig später fand ich im Lützerodaer Dorfschutt im „Urselsgraben“, jener wahren Schatzkammer für uns Jungen, ein massiv-silbernes Zigarettenetui; dort hatte ich schon zuvor einen gut erhaltenen Zinnteller mit der Randgravur „C. W. – 1847“ (vielleicht C. Wackernagel), auf dem Boden/Unterseite mit den beiden Stempelmarken des Jenaer Zinngießers „ICGLH“ und der Marke der Jenaer Zinngießerzunft von 1805 gefunden, aber auch das Bruchstück einer dünnen, goldenen Halskette. Das vergoldete Etui mit Sprungdeckel war ornamental graviert und bestens erhalten. Im ersten Jahr meiner Oberschulzeit (1953/54) legte ich das Fundstück in einem Jenaer Goldschmiedeladen (Saalstrasse unterhalb der Stadtkirche) vor und bat, mir entsprechend dem Gewicht Silbermünzen dafür einzutauschen: Ich erhielt 5 Fünfmarkstücke im Gewicht von je 25 Gramm, geprägt vor 1911 in Preußen, Sachsen und Baden. Ein etwas älterer Junge, mit dem ich wiederholt Tauschgeschäfte machte, hatte nach dem, was er mir erzählte, im Dachgebälk des Hauses seiner Zieheltern (Wackernagel, letztes Haus links am Ortsausgang nach Cospeda) angeblich etwa 10 kleine

Kupfermünzen gefunden. Von diesem Komplex tauschte ich (um 1953/54) drei dick patinierte Stücke (hatten sie doch irgendwo in der Erde gelegen?) gegen eine kleine Sammlung von Ansichtskarten ein: Es waren französische Sou, also 5-Centstücke, geprägt 1631. Seit wann diese Pfennige dort gelegen hatten und wie sie dorthin gekommen sein könnten, bleibt ziemlich rätselhaft: Ein so geringer Wert kommt als verstecktes Sparvermögen schwerlich in Frage, man könnte eher an eine Niederlegung nach dem Bau des Hauses und der Fertigstellung des Daches denken, und zwar als eine Art Bauopfer oder als Abwehrzauber gegen Blitzschlag.

Etwa in der gleichen Zeit hatte ich beim Herumsuchen auf dem Schlachtfeld von 1806, mitten auf dem Panzerplatz einige hundert Meter vom Napoleonstein entfernt, eine bleierne Gewehr- oder Pistolenkugel mit weißlicher Oxydationsschicht gefunden; durch den Aufschlag war sie etwas verformt und zeigte den Abdruck eines Gewebes. Dadurch zu weiterem Suchen animiert fand ich wenig später auch eine kleine Silbermünze mit dem bekannten Kopfbild des „Premier consul“ und dem Prägejahr 1803. Einen als Anhänger gehenkelten Maria-Theresia-Taler, den ich durch Tausch oder durch Kauf (in einem Jenaer Antiquitätengeschäft – Bachstrasse/Wagnergasse) von meinen Ersparnissen gekauft hatte, wurde mir von einem alten, pfiffigen Münzsammler (Jena-Ost) abgehandelt (um 1955).



Teile meiner als Kind (12/13 Jahre) begonnene ehemalige Münzsammlung, hier auf Holz aufgenagelt-Zustand um 1958.



Besonders in meiner Oberschulzeit konnte ich die Sammlung um interessante Stücke vermehren, darunter einen gelochten Groschen aus Deutsch-Ost-Afrika von 1909, eine 3-Pfennigmünze von 1865, einen österreichischen ½-Stuber von 1883, ein II-Pfennig-Stück des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt/ Scheidemünze von 1761, eine große, zum Anhängen gelochte Kupfermünze-30 Kreuzer von Österreich-Ungarn mit dem Kopfbild des Kaisers Franz, sogar eine alte, dick grün patinierte chinesische Kupfermünze mit viereckigem Loch, einen silbernen Krönungstaler des preußischen Königspaares von 1865 und die Bronzemünze eines römischen Kaisers. Mit dem Studium ab 1957/58 schloß mein Münzsammeln allmählich ein, leider;

die numismatisch nicht geordnete Sammlung, etwa 120 Kupfer-, Silber-, Bronze-, Nickel-, Alu- und Eisenmünzen, habe ich um 1970, gewiss unüberlegt, an einen Sammler aus Schwerin für wenig Geld verkauft; von dem zurückbehalten Rest, besonders schönen Silbergeprägten, schenke ich hin und wieder meinen Enkeln ein Zwei-, Drei- oder Fünfmarkstück.

Im Tausch hatte ich aus Lützeroda irgendwoher einen schönen Krummdolch aus Lappland erworben, dessen Holzgriff mit Birkenrinde umwickelt war. Es handelte sich gewiss um das Mitbringsel und Andenken aus Finnland eines Weltkriegs-Soldaten. Die Klinge steckte in einer prächtig mit Pragemustern verzierten Lederscheide, die zusätzlich mit gravierten Messingblechen beschlagen war. Die Waffe begleitete mich auch in den Klassenferien an die Ostsee. Dort kam ich beim Herumforschen im Moor in einen spaßhaften Ringkampf mit einem älteren und stärkeren Schulkameraden, wobei wir von dem schmalen Steg zwischen zwei ehemaligen Torfgruben abstürzten und uns erst im schwarzen Wasser wiederfanden. Nachdem wir mühsam herausgeklettert waren und unsere Kleider auszogen hatten, bemerkte

ich voller Schreck, dass an meinem Gürtel nur noch die leere Dolchscheide hing. Mit unseren Harken, deren Stiele wir zum Anstechen der Schicht mit dem brennbaren Methangas benutzten, fischten wir lange nach dem verlorenen Messer; doch war die Stahlklinge vermutlich schwerer als der Holzgriff gewesen, sodass mein Dolch untergegangen war.

Unendlich viele kleine, wichtige und unwichtige Dinge und Erlebnisse haben sich in mein Gedächtnis als Vier- bis Siebenjähriger aus der alten Heimat an der Warthe, und als Sieben- bis Fünfzehn-/Achtzehnjähriger aus der neuen Heimat Lützeroda-Cospeda eingepägt.

Es handelt sich selten um bestimmte Worte, eher um Geräusche, vor allem aber um bewegte Bilder in bunten, warmen Farben! Im Laufe des Lebens längst vergessen oder nie abgespeichert, höchstens noch vermutbar, sind demgegenüber jene Empfindlichkeiten und Gereiztheiten der kindlichen Seele, die durch die Erlebnisse gegen Kriegsende und durch die wochenlange Odyssee aus dem Warthebruch über Berlin nach Thüringen und nun durch das allgemeine Bestaunen von uns Heimatvertriebenen in Lützeroda entstanden sein dürften.



Reinhard's erster Schulgang in Lossow 1944

Tagwach und alles andere als träumerisch-verspielt stürzte ich mich ab Herbst und Winter 1945/46 ins handfeste Leben der anderen Dorf- und Flüchtlingskinder. Meine Neugier war ungebremst: Beim heimlichen Herumstöbern im Hause hatte ich zwischen Altkleidern und Lumpen in einem Abstellverließ neben der Treppe des Franke'schen Gasthofs ein altes Buch entdeckt, – wir besaßen damals (1946/47) kein einziges Buch – „Lesebuch für mehrklassige Volksschulen“ (von Heinrich Friedrich Flügge, Hannover 1884). Ich hatte gerade mühsam das Lesen gelernt; glücklich wie ein Weltmeister nahm ich das Buch einfach mit, habe es also heimlich entwendet. Im Moment des Entdeckens sah ich in diesem Buch quasi ein Heilium! In der

Folge las ich es langsam Seite für Seite, nahm die Inhalte als Acht- bis Zwölf-Jähriger wie eine Offenbarung auf, und pauste (Durchdrücken ohne Pauspapier) viele von den Stahlstichen in meinen ersten, bis heute aufbewahrten Zeichenblock (1950). Die Erzählungen und Gedichte in diesem 384 Seiten dicken Buch stehen auf einem beachtlich hohem, humanistischen Niveau und setzen eigentlich die Tradition der Klassik der Goethe-Schiller-Zeit fort; noch viele Jahre später habe ich manchmal in diesem alten Schulbuch gelesen und halte es bis heute in Ehren.

Von meiner Mutter, – ihr Großvater Liebegott Bartzke war Schulze in unserem Heimatdorf Lossow gewesen und hatte als nachdenkender Bauer sogar Gedichte mit allgemein-historischem, meist aber lokalhistorischem Inhalt verfasst –, waren meine Interessen bald erkannt worden, was mir erst später bewusst wurde, als ich mich mit Wehmut daran erinnerte, dass sie mir zum 10. und 11. Geburtstag die anspruchsvollen „Christlichen Kinderkalender“ (Jahrgänge 1 und 2, herausgegeben vom Landeskirchenrat Thüringen) und zu Weihnachten 1949 das auf ähnlich schlechtem Holzpapier gedruckte Heftchen von Theodor Storm „Pole Poppenspärer“ schenkte.

Die Gemeinde hatte um 1946 den schönen Beschluss gefasst, dass einige Hofbesitzer auf freiwilliger Basis hin und wieder Umsiedlerkinder zum Sonntagsessen einladen möchten: In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an die vorhergehende, elterliche Einweisung und das ordentliche Anziehen, an das zögerliche Gehen zum Gastgeber, an das vorsichtige Anklopfen mit schwerem Herzen, dann an das „gesittete“ Sitzen an einem reich mit Braten, Klößen und Kompott gedeckten Tisch: Alles das war lieb und gut und freundlich gemeint, doch ich war mit 8 und 9 und 10 Jahren längst so weit, um Scham über unsere Bedürftigkeit zu empfinden, und mein „Danke sagen“ war von Stolz getrübt und kam weniger aus dem

Herzen, sondern war vielmehr eine Pflicht. Demgegenüber gelöster und freier erwarteten wir in unserer Familie zu Hause jedes mal das Ausschütten meines Kruges mit Wurstsuppe, den ich am Schlachtetag beim kinderlosen Bauernehepaar „Ernst Schorcht“ (Gehöft rechts neben dem Gasthof, unserer Wohnung), wie anderntags bei anderen Bauern auch, geholt hatte: Über eine ganze Reihe von Jahren (von 1946 bis mindestens 1950/51) lag in der feinen Wurstsuppe von „Schorcht’s“, immer unangekündigt, eine ganze Blut- oder Leberwurst. Welch eine Überraschung jedes Mal! Andere Schlachtfamilien waren nicht so spendabel, was wir auch nicht erwartet haben. Manche der Kinder von Bauernfamilien aus Lützeroda und Cospeda, die im Winter zwei oder drei Schweine schlachten konnten (durften!), brachten am Tage nach dem Schlachtfest eine Wurst für unseren Lehrer Thieme mit; das war in den ersten vier oder fünf Jahren nach dem Krieg gewiss nicht als Bestechung gedacht, sondern war nur freundlich gemeint.

Auf besonders solidarische Weise hat uns in diesen schweren Jahren, und auch später noch, die freundliche Bauerfamilie Döring (Lützeroda-Unterdorf, „Schmiedegasse“) geholfen: Oskar Döring, dessen Frau Dora?, ihr Sohn Rolf, dessen Frau Grete (Rolfs Schwester war mit einem Leipziger Arzt verheiratet). Seit 1950 leisteten sie uns kostenlos Transportdienste mit ihrem Ochsespann, pflügten unsere beiden kleinen Ackerflächen, ließen uns ihre Dreschmaschine benutzen, schoben unsere großen Bleche mit Pflaumen in ihren Backofen, schlachteten jedes Jahr unser Schwein, beherbergten manchmal unsere von fern angereisten Gäste unter einfachsten Bedingungen.

Eine der beiden Töchter (* um 1956 und 1959) wurde ein Blumenstreumädchen auf unserer Hochzeit 1963, ihr Vater Rolf Döring war dabei unser Kutscher. Das sind schöne Erinnerungen an eine freundliche Aufnahme von uns Umsiedlern! Auch mit anderen Dorfleuten hatten sich gute Beziehungen angebahnt; so half beispielsweise die Frau von Emil Wackernagel, Elli, Mutter meines Schulkameraden Manfred Heilmann (* 1942) bei den Essensvorbereitungen auf unserer Hochzeit 1963.

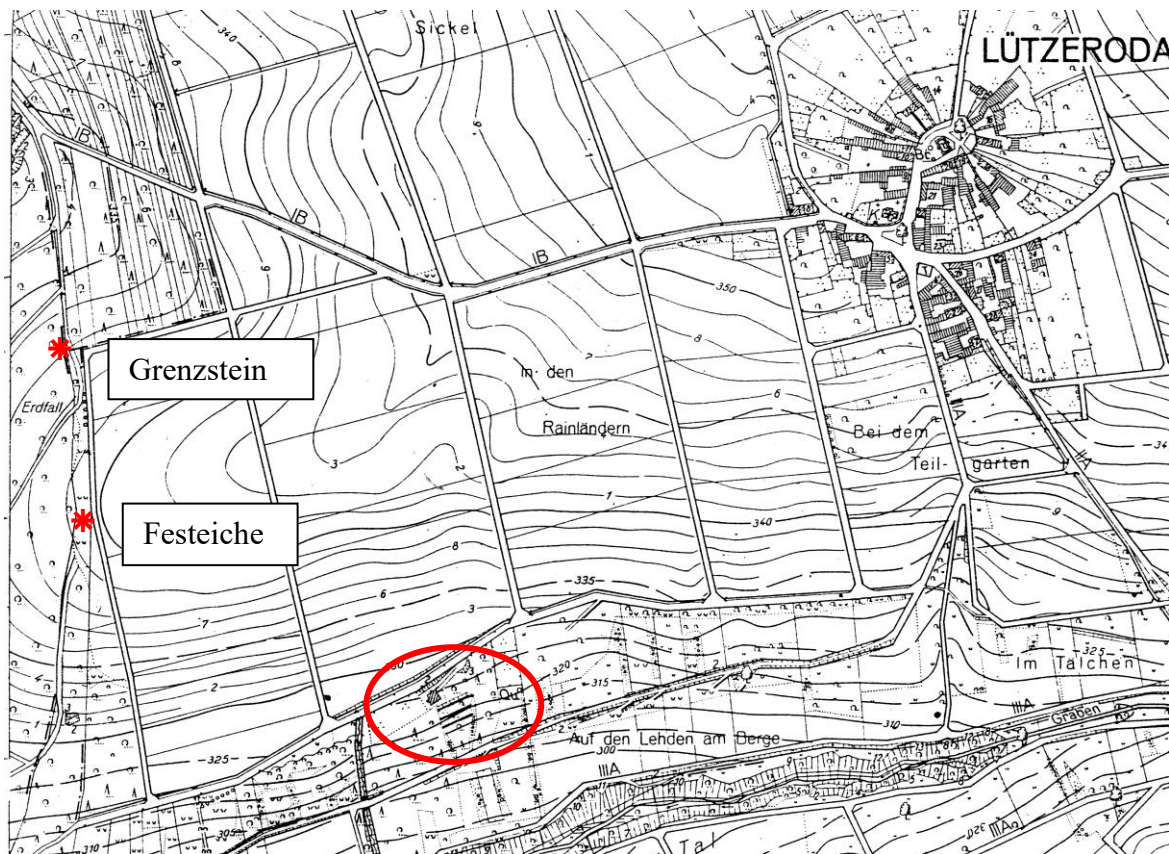
Alle, auch unsere Eltern sprachen damals (auch viel später noch) von einem „verlorenen“ Krieg. Sie klagten sogar, als hätten sie ihn selber verloren; hatten sie sich tatsächlich mit dem Tausendjährigen Reich identifiziert? Von einer „Befreiung“ aus staatlicher Barbarei, aus Verwirrung oder gar Verstrickung in eigene Schuld war niemals die Rede. Auch in der Grundschule, ja sogar später in der Oberschule wurden diese Themen nicht oder nur ungenügend angesprochen, vor allem nicht, wie es notwendig gewesen wäre, von der Seite des Herzens; offiziell war immer nur die Rede von einer Ausbeutung der Arbeiterklasse und einer Verfolgung der Kommunisten durch die „Nazis“. Doch wer waren diese „Nazis“ eigentlich und wo waren sie geblieben? War unser Volk ethisch so verarmt, seine Gesittung so ruiniert? War ein Eingeständnis eigener Schuld so schwer? Jedenfalls kann für diese Gesinnung schwerlich eine wirtschaftliche Notlage auf unseren Dörfern nach 1945 verantwortlich gemacht werden, denn richtigen Hunger und wirkliche Armut haben selbst wir Umsiedler kaum kennengelernt. Unsere Familien und alle anderen sprachen nur von uns als „Flüchtlingen“, obwohl speziell wir aus der Heimat nicht geflüchtet, sondern kurze Zeit nach Kriegsende herausgeworfen worden waren, demnach als „Heimatvertriebene“ hätten bezeichnet werden müssen, vertrieben oder umgesiedelt auf der Grundlage eines von den Siegermächten gemeinsam gefassten Beschlusses. Freilich: Unter uns „Heimatlosen“ waren sowohl „Flüchtlinge“ aus Ost- und Westpreußen, als auch „Vertriebene“ aus Schlesien oder aus der brandenburgischen Neumark wie wir. Ein „Flüchtling“ hatte immerhin noch die Wahl, zu bleiben und zu hoffen, dass das Elend vorübergeht, ein „Vertriebener“ aber hatte keine Wahl; freilich dürfte der Unterschied nur theoretischer Natur sein!

Am Abend zur Fastnacht im Februar liefen wir durchs Dorf von Haus zu Haus und sangen unter den Erdgeschoss-Fenstern:

*„Ich bin ein kleiner König,
gebt mir nicht zu wenig,
lasst mich nicht so lange steh'n,
ich will auch wieder weitergeh'n.“*

Dann wurde eine Tüte mit Keksen, einem Pfannkuchen oder mit Backpflaumen herausgereicht. In der Dämmerung warteten wir jeden Abend darauf, dass das Dorflicht eingeschaltet wurde: Dann tobten wir besonders wild auf der Strasse herum und stakten im Winter, auf unsere Schlitten sitzend, durch das Schmelzwasser auf der vereisten Dorfstrasse. Das Wichtigste in diesen Kinderjahren waren nämlich nicht die Schule oder die Erledigung der Schulaufgaben, die zu Hause schnell und flüchtig und oft erst abends in letzter Minute bei Kerzenlicht gemacht wurden, das Wichtigste war unser Leben in der „freien“ Zeit unter „freiem“ Himmel. Schulischer Lerneifer und Ehrgeiz waren mir in Kindheit und Jugendzeit ziemlich gleichgültig bis unbekannt, die Eltern haben da nicht nachgeholfen. Wenn sie mich bei der Bewerbung zur Oberschule und in den folgenden Jahren auf jede nur mögliche Weise unterstützt haben, dann mit der Hoffnung, dass ich es im Leben einmal einfacher haben sollte als sie, keinesfalls in der Erwartung, dass ich später in der Gesellschaft etwas darstellen sollte.

Meine glücklichsten Zeiten waren die im abgelegenen, einsamen „Landhaus“ verlebten Jahre von 1949 bis 1962, die freilich auch die Veranlagung zum Individualisten verstärkt haben dürften.



Ausschnitt aus der Deutschen Grundkarte 1:5000. Blatt Lützeroda. Hergestellt im Auftrage des Min. für Aufbau der DDR. Herausgegeben 1951. Im Oval das Gelände des „Landhauses“.



Landhaus im Frühling 1953/55



Landhaus im Februar 2021

Meine Großeltern Max (1876-1957) und Johanna (1886-1967) Spehr waren 1945 beim Stiefbruder meiner Oma in Jena (Hugo Boese, 1891-1978) untergekommen. Diese waren hier in Thüringen unsere einzigen Verwandten und nur wegen dieser Eingesessenen sind wir und noch fünf weitere Familienteile in die Gegend von Jena gelangt.



Reinhard und sein jüngerer Bruder Helfried.



Reinhard und Helfried mit kleinen Ziegen. (Hinten Christa Scheidecker). Landhaus 1950.



Eine unserer Ziegen mit meiner Mutter (rechts). Vorn mein kleiner Bruder Christian.

„Onkel Hugo“ hatte bis 1945 eine Bäckerei in der Jenaer Lutherstrasse besessen; er hatte diese Bäckerei 1924 mit seiner Heirat erworben und war in der Folge zu bescheidenem Reichtum gekommen, wie sein Auto auf den Hochzeitsbildern meiner Eltern von 1937 und mehrere andere Fotos aus seinem Nachlass zeigen. Das Ehepaar war die einzige „städtisch-bürgerliche“ Verwandtschaft in unserem ausgedehnten, bäuerlich geprägten Familienverband.

Boese's wohnten in ihrem Mehrfamilienhaus am „Unteren Philosophenweg“, wohin uns dann mehrere Besuche führten. Dort sah ich erstmalig einen glänzenden Parkettfußboden und hohe, weiß lackierte Türen mit Glas, auf dem Bücherschrank standen ausgestopfte Tiere, an den Wänden hingen Rehkronen. Der „Onkel“ war Jäger gewesen: Beim Stochern im Balkon-Blumenkasten zwecks Neupflanzung hatte meine Oma seine dort versteckte Jagdflinte entdeckt und meinen Vater (ihren Sohn) voller Schreck gefragt, was sie mit diesem streng verbotenen „Ding“ machen solle.

. Bei unseren Besuchen saßen wir artig am runden Biedermeiertisch, der mit einer gehäkelten Decke geschmückt war, auf der eine Kristallschale mit prächtigen Birnen, Äpfeln,

Pflaumen und Weintrauben stand. So etwas hatte ich noch nie gesehen: Unauffällig und vorsichtig tippte ich an diese Früchte, um zu prüfen, ob sie echt waren: Sie bestanden aus bemaltem Gips! Es war vielleicht ein grenzenloses Erstaunen (oder Schadenfreude?), dass ich diese meine kindliche Probe bis heute im Gedächtnis behalten habe. Bei „Boese’s“ durfte ich auch erstmalig im Lausbuben-/Streiche-Buch von Wilhelm Busch blättern. Das war um 1946 bis 1949, als ich acht bis elf Jahre alt war. Wenige Jahre, nachdem wir ins „Landhaus“ gezogen waren, holte unser Vater seine Eltern aus Jena nach Lützeroda, zu uns ins „Landhaus“. Dort lebten sie in einem schönen Zimmer im Obergeschoß, mein Großvater Max Spehr bis 1957, meine Großmutter Johanna bis 1967.

Hier im Landhaus feierten wir ihre „Goldene Hochzeit“. Für den Pfeife rauchenden Großvater, der meist mit Holzhacken beschäftigt war, wurde im Garten Tabak angebaut; das Ernten der großen Blätter, nach und nach von unten her, und das Auffädeln und Aufhängen zum Trocknen unter das Schuppendach haben mir als etwas Besonderes ziemlich Spaß gemacht.



Lützeroda Landhaus. Goldene Hochzeit von Max und Johanna Spehr am 19.10.1956. Hinten links: ein Pfarrer aus Cospeda (Name?).

Einige Male bin ich mit meinem Großvater mit ins Dorf gegangen, wo er von Zeit zu Zeit in der Schenke ein Glas Bier trank, und, wie Opas so sind, durfte ich am Bierschaum lecken.

„Onkel Hugo“ kam mehrmals im Jahr, seitdem seine Schwester bei uns wohnte, mit seinem Vorkriegs-Motorrad nach Lützeroda. Er fuhr durchs „Mühlthal“ und bog dann ins „Ziskauer

Tal“ ab. Um das Motorrad zu schonen, oder weil die Maschine die weitere Steigung nicht mehr schaffte, ließ er es später unten am „Urselsgraben“ stehen und kam zu Fuß schnaufend unseren steilen Berg hoch gelaufen. Immer schenkte er jedem von uns Kindern ein Zweimarkstück für unsere Sparbüchsen. Boeses galten als „reich“, was sich bei der Auflösung ihres Haushaltes 1976/77 als durchaus relativ herausstellte. Das Ehepaar „Boese“ wurde zu unseren Familienfesten immer eingeladen. Auch wenn zu fast allen Dorfnachbarn aus der alten Heimat enge briefliche Kontakte gehalten wurden, waren „reine“ Freunde meiner Eltern nie zu Gast, der engere Familienkreis war schon umfangreich genug; und Kindergeburtstage mit mehreren Freunden waren noch nicht üblich geworden. Unter den befreundeten Bekannten der Eltern gab es eine Ausnahme: Die Freundin meiner Mutter seit Kindheitstagen an, Else Scheidecker (1910-1995). Sie war mehrfach bei uns zu Besuch, meist mit ihrem Mann und ihrer Tochter Christa. Sie wohnten seit den 30er Jahren in einem eigenen Einfamilienhaus in Erkner bei Berlin und interessierten sich während ihrer Besuche besonders für die vielen Orchideen, die in unseren Wäldern und auf den Kalkbergen um Jena wuchsen. Abgesehen von dem Ehepaar Hugo und Martha Boese in Jena, war diese Familie aus Erkner die einzige in unserem Verwandten- und Bekanntenkreis, die ihre Heimat und ihren Besitz nicht verloren hatten.

Nicht wegzudenken aus dem Leben aller im Dorfe seit 1945, und über Jahrzehnte hinweg auch aus meinem Leben als Kind und Jugendlicher (eigentlich bis zum Ende des Studiums 1962 und dem Wegzug nach Dresden), waren die russischen Soldaten mit ihren Panzern und anderen Militärfahrzeugen. Lützeroda liegt an der Verbindungsstrasse des Raumes um Weimar über die Saale-Ilm-Platte hinweg hinunter ins Saaletal von Dornburg und Camburg. Zweimal im Jahr zwei oder drei Wochen lang, zu den Frühjahrs- und den Herbstmanövern, rollten Tag für Tag, aber auch nachts, reihenweise T34-Panzer durch das eng bebaute Dorf;

die schwarzen Auspuffgase stanken gewaltig und das Dröhnen war ohrenbetäubend; unser direkt an der Strasse stehendes Wohnhaus zitterte und die Eltern befürchteten, dass es einmal einstürzen könnte.

Im Frühjahr hinterließen die Ketten der Panzer Massen dicker Lehmklumpen auf der anfangs noch unbefestigten Strasse, im Herbst stiegen dicke Staubwolken auf. In der ersten Zeit wurden das ganze Dorf, seine Ecken, Zäune und Randzonen, mit in die Manöverübungen (Häuser-/Strassenkampf) einbezogen.

Doch viel stärker betroffen waren die Feldfluren unserer drei Dörfer; am stärksten aber wurden unsere beiden Staatsforstgebiete und die Bauernwälder von Krippendorf und Altengönna verwüstet. Die Manövergebiete wurden nicht eigens abgesperrt, wurden aber von uns an diesen Tagen gemieden. Danach aber zogen wir Kinder in den Wald, um die in ungewohnter Höhe abgehackten Baumstämme, die herumliegenden Papier- und Stofffetzen, die Tausenden von Zigarettenstummeln und vielen leeren Schachteln, die Haufen von Kartoffel- und Zwiebelschalen, die verlassenen Unterstände und mit Holz versteiften Erdbunker, die mit Laub und Zweigen gepolsterten Schlafplätze der Russen, die tiefen Erdlöcher, die als Versteck oder zur Deckung für die Panzer, Kanonen und LKW's ausgehoben worden waren, zu bestaunen. Wenig später, als Jugendlicher, lief ich nach manchem dieser Manöver in den Wald auf der Suche nach einer möglicherweise verlorenen Pistole „Makkarow“ oder gar einer Maschinenpistole „Kalaschnikow“, fand aber nur leere Hülsen von Platzpatronen. Seit der Mitte der 50er Jahre hieß es, dass die „Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften“ (LPG) für die Manöverschäden auf ihren Feldern entschädigt würden.

Um 1950/52 wurde die Strasse von Isserstedt durch Lützeroda nach Closewitz und durchs „Rautal“ hinunter zu den Kasernen von Zwätzen-Löbstedt als „Panzerstrasse“ völlig neu mit einem dicken Packlager und einer festen Betondecke befestigt; seitdem mussten wir in Regenzeiten nicht mehr durch den Lehmschlamm waten. Das Dröhnen der Panzer auf dem Exerzierplatz, das ich von 1946 bis 1962 hören musste, wenn auch aus anderthalb Kilometer Entfernung, klingt mir deutlich noch heute in den Ohren; nur sonntags war Ruhe, wenn ich mich recht erinnere. Seitdem wir im „Landhaus“ wohnten (1949) kam zu dem Motorengeräusch und Kettengerassel der Panzer noch das ständige, nervöse Leuchten ihrer Scheinwerfer in der Nacht, geradezu wie ein damals mir noch unbekanntes Polarlicht. Zum Glück war unser Panzerplatz kein Schießplatz! Natürlich waren wir Kinder begeisterte beim Zuschauen, wenn Russenpanzer auf der alten, inzwischen unpassierbar gewordenen „Steigerstrasse“ entlang vom „Panzerplatz“ herkamen, unsere Strasse zwischen Lützeroda und Closewitz querten, hoch zum „Kripp'schen See“ preschten und dann nach Rechts abbogen und mit ihrer höchst möglichen Geschwindigkeit am Waldrande entlang in Richtung „Jägersberg“ verschwanden, durch die tiefen, mit Wasser gefüllten Mulden auf- und nieder wippend. Da war Kraft dahinter!

Diese Trassen für die Russenpanzer gehörten nicht zum eigentlichen Übungsgelände des alten Exerzierplatzes. Oder doch? Wir Kinder konnten nahe, ganz nahe herangehen; ich erinnere mich an diese Zeit nicht nur als Kind, sondern noch als 18/19-Jähriger. Von irgendeiner Absperrung war keine Rede und am Rande des Panzerplatzes habe ich nie eine Hinweistafel gesehen, etwa „Militärische Sperrzone, Vorsicht Lebensgefahr!“ Die zivile und die militärische Landschaft gingen kontinuierlich ineinander über.

Einige Male wagten wir uns auf dem Heimweg aus der Schule zu einem der liegengebliebenen Panzer, die Besatzung forderte uns zum Hochklettern und zum Einsteigen in das dunkle Innere auf, wo wir uns in der Enge an den Treibstoffkanistern die Köpfe stießen. Von räuberischen Überfällen und Vergewaltigungen wurde mir als Kind und Jugendlicher nichts bekannt. Jeder wusste, dass in der Roten Armee solche Verbrechen auf das härteste bestraft würden. Bis Ende der 60er Jahre haben wir jedes Mal, wenn wir Onkel und Tante in Porstendorf besuchten, die hölzernen Gestelle bestaunt, auf denen Soldaten von ihren eigenen

Kameraden durch Stockhiebe bestraft wurden, unter Aufsicht eines Offiziers; von der Straße (F/B 88) aus war dieser Prügelbock dicht hinter der Bretterwand der Löbstedter Kaserne gut zu sehen.



★ Ausschnitt aus einem sowjetischen Luftbild vom 26.05.1953 mit dem Panzererprobungsgelände Jena-Cospeda. (Genehmigungsnr. des TLVermGeo: 13/2009). Deutlich sind die zahlreichen schleifenartig geführten Fahrspuren der schweren Kettenfahrzeuge zu erkennen.



★ Kommandoturm des sowjetischen Panzererprobungsgeländes auf dem Windknollen. Das Transparent weist auf die Wichtigkeit hoher Gefechtsbereitschaft hin. (Foto: Dr. KARSTEN GNEIST, Jena)

↑ ★ Sowjetischer LKW Typ „Ural“ war in Closewitz durch eine Scheunenmauer gefahren bei deren Einsturz einige Zuchtsauen der LPG ums Leben kamen. (Repro aus GRUNOW, R.(2011): Geschichte und Geschichten.92 S. Eigenverlag „Humor sapiens“, Jena Closewitz.

Wer konnte damals und wer kann heute behaupten, ob das Erlebnis eines Überfalls auf die eigene Familie oder eines Einbruchs durch Russen in Haus und Hof eine Ausnahme war oder nicht: Einmal nämlich, um 1948/49, wurde meine Mutter auf dem alten, damals noch viel begangenen Fußweg am Rande des Panzerplatzes, unterwegs nach Jena, von einem Russen überfallen: Im Abwehrkampf schrie sie laut um Hilfe, worauf der Müller aus der nahen Cospedaer Mühle mit einer Mistgabel über den Acker gerannt kam und der Soldat die Flucht ergriff. Gewiss hatte dieser Überfall nicht nur der Einkaufstasche meiner Mutter gegolten!

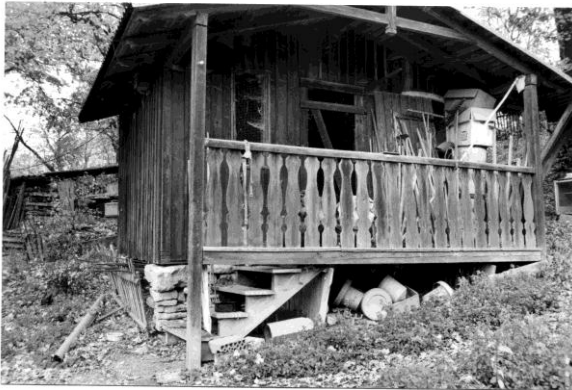
Häufig begegneten wir im Herbst und Winter, auf dem Weg aus der Schule oder irgendwo an anderer Stelle im Gelände, einem Offizier mit einer Flinte auf der Hasenjagd. Kein Mensch, kein Förster oder offizieller Sonstwer wäre auf den Gedanken gekommen, einen russischen Offizier nach seiner Jagdberechtigung zu fragen. Etwas später, in den 50er Jahren klagten dann die jeweiligen zivilen Jagdpächter, – in Lützeroda Kurt Stiebritz und Sohn Wolfgang, später „Wunberger“? („Buttchen“?), in Cospeda der Jenaer Zahnarzt Möhring, der in einem ehemaligen Steinbruch hoch oben über dem Mühlthal westlich von Cospeda um 1935/40 ein festes Wochenendhaus gebaut hatte –, über die Eingriffe in ihre Jagdgebiete, doch hatten sie damit vermutlich keinen Erfolg. In manchen Wintern sah ich sogar Militärlastwagen quer über die gefrorenen Felder fahren: Hinter dem Führerhaus (Fahrerkabine) standen zwei Russen (Offiziere?) mit Maschinenpistolen(!) im Anschlag: Auch sie waren auf der Hasenjagd.

Etwa zweimal in den Jahren um 1951/53 klingelte, – unser „Landhaus“ besaß als Neubau (1937) vermutlich als einziges im Dorf nicht nur ein Spülklosett, sondern auch eine Klingel –, am späten Nachmittag ein russischer Offizier und bat unsere Mutter um eine Tasse Tee oder Kaffee. Der Schreck war gewaltig und unsere Mutter beorderte uns beide Kinder als Schutz zu sich sofort in die kleine Küche; dort hatte der Russe seine beiden geschossenen Hasen, das andere Mal waren es Rebhühner, auf den Fußboden gelegt und sein Gewehr in die Ecke gestellt; er saß wie selbstverständlich und fröhlich, wie ein „Herr“, an unserem Küchentisch; die Mutter hatte ihm auch ein Fettbrot gemacht. Ob auch Rehe, die damals noch recht selten waren, von den Russen geschossen wurde, weiß ich nicht. Jedenfalls fand ich um 1950/51 am linken unteren Rand des „Mörtelgrabens“ im Isserstedter Forst, gegenüber der „Königsbuche“, ein ausgewachsenes, totes Reh, dem aus irgendeinem Grunde der ganze Kopf fehlte (vermutlich war er vom Schützen/Wilddieb wegen des Gehörns als Trophäe abgetrennt worden); ob es ein Rehbock war und ob das Tier irgendwo noch eine Schussverletzung besessen hatte, weiß ich heute nicht mehr. Voller Stolz zeigte ich meinem Vater, der in der Nähe gerade mit dem Baumfällen beschäftigt war, meinen Fund; das Tier wurde für noch ganz frisch getötet befunden. Voller Freude, wie Wildbeuter, trugen wir das Reh dann nach Hause, wo der Vater das Fell abzog; an mehreren Sonntagen danach hatten wir Rehbraten zum Mittagessen, größere Teile davon wurden eingeweckt.

Wildschweine gab es zu dieser Zeit nicht, natürlich auch keine Hirsche. Unser Vater zog mit uns mehrfach, ausgerüstet mit Spaten und Hacke, zu einem „Fuchshof“; das war eine Ansammlung von gewiss mehr als 20 Fuchsbauen im dicken Lehm Boden am rechten Rand des unteren „Mörtelgrabens“ unterhalb der „Königsbuche“ (Isserstedter Forst); wir versuchten dort, Füchse auszugraben oder zumindest ihre Baue zu zerstören. Ob nach solchen Aktionen das Räubern unter unseren Hühnern, jeweils in den Frühjahren, nachließ, haben die Eltern vermutlich nicht registriert. Ebenso schlimm waren die Habichte, die lange versteckt auf einem Baum unseres Hofes saßen und warteten, bis eine Henne kam und unten zu scharren anfang, denn deren Lebensraum war der Laubwald im Umkreis von bis zu 200 m. Einmal hat unsere Mutter einen Habicht direkt im Hühnerstall überrascht: Er muss durch das Hühnerloch hineingekrochen sein, alle Hühner waren geflohen, der Stall war voll gerupfter Federn; mit großer Mühe konnte unsere Mutter den Habicht mit einem Knüppel erschlagen. Gefürchtet war auch der Sperber („Stößert“), namentlich bezüglich unserer Kücken. Unser „Hof“ war

nämlich kein gewöhnlicher, sondern ein mit alten Laubbäumen und Kiefern bestandenes Gelände an einem Südhang; dorthinein war das Wohnhaus und die hölzerne Gartenlaube gebaut und der Gemüse- und Obstgarten angelegt worden.

Die Zahl der täglich gelegten Eier wurde sorgfältig aufgeschrieben. Doch schon am Abend zuvor verkündete unser Vater, wie viele Eier am nächsten Tag gelegt werden würden, das stimmte meist, aber nicht immer. Dann wurden wir oft aufgefordert, in den Schuppen und im Laub unter den Gebüsch und mitten im Wald nach illegalen Nestern zu suchen: Dabei fanden wir Gelege mit ein oder zwei oder noch mehr Eiern, einige Male aber auch mit bis zu 35 Eiern, von denen einige schon verfault waren.



Lützeroda Landhaus. Gartenlaube von 1937; 1950 zum Hühnerstall umgebaut.



Landhaus Lützeroda, unser ehemaliger Garten.

Ich selber habe das abendliche „Fühlen“ bei den Hühnern nach noch nicht gelegten Eiern nicht lernen müssen, habe diese Fertigkeit auch nie im Leben gebraucht, ebenso wenig wie das Kopfabhacken der Hühner, das Schlachten der Gänse und Enten oder der Kaninchen und das Fellabziehen, auch nicht das Melken der Ziegen.

Wenn meine Oma das Melken übernehmen musste, beschwerte sie sich jedes Mal über die kleinen Euter; sie war von zu Hause her nur an Kühe gewöhnt. Jeden Abend musste einer von uns beiden Brüdern zum Schuppen im Garten laufen und die „Hühnerklappe“ herunterlassen, nachdem wir im Stall die auf ihren Stangen hockenden Hennen gezählt und geprüft hatten, ob als Letzter auch der Hahn im Stall auf seinem Platze war. Einen solchen hatten wir aus

Sparsamkeitsgründen zunächst nicht, doch wurde er angeschafft, nachdem die Eltern sich entschlossen hatten, Eier von „gluckenden“ Hennen ausbrüten zu lassen und selber Kücken aufzuziehen; auch sollte der Hahn Wache halten und seine Hennen vor dem Fuchs oder dem Habicht warnen. Viel später, ich lebte längst in Dresden, musste eine Schar Perlhühner diesen Wachdienst übernehmen, freilich wenig erfolgreich.



Herbst 1953/54. Unsere Quelle: der Überlauf aus dem unterirdischen Wasserbehälter durch ein Eisenrohr in das Fass.

Mit Wasser wurde bei uns zu Hause sehr sparsam umgegangen; immer stand die Befürchtung im Raum, die Quelle im Garten könnte nicht mehr ausreichend Wasser liefern oder die Pumpe im Keller könnte endgültig versagen.

Auch mit Heizmaterial, mit Papier und Bindfaden, Kerzen und Seife wurde immer gespart. Die Papierrolle von vor 1945 auf unserem Spülklosett war außer Funktion, wurde aber auch nicht abgeschraubt.

Im Herbst kamen regelmäßig Mäuse von den Feldern in den Keller; sie wurden mit Speck in Fallen gefangen, eine Katze hat unsere Mutter erst im Witwenstand angeschafft. Oft hörte man nachts das Rascheln und Kratzen der Mäuse in den Rissen der Hauswand, dicht hinter der Tapete, und hin und wieder rannte abends eine Maus quer durch die Wohnstube. Das größte Fest war Weihnachten; vor dem Lichterbaum wurden mehrere Lieder gesungen, von denen meine Mutter alle Verse auswendig konnte. Zu Pfingsten holte der Vater aus dem Wald zwei Pfingstbirken, die vor der Haustür aufgestellt wurden.

Eines Nachmittags, ich war gerade aus meiner Jenaer Schule zurückgekommen (also um 1954/56), sahen wir aus dem Wohnzimmerfenster eine Schar von Russen über das benachbarte Feld des Bauern Dittmar und auf dem Weg vor unserem Hause laufen, alle Soldaten hatten Knüppel in der Hand. Einige von ihnen kamen dann sogar auf unser Grundstück, schauten in alle Ecken, in den Garten, in die Schuppen; dann sahen wir sie in Kolonnen wie auf einer Treibjagd über die Wiesen und durch die Büsche streifen, am „Urselsgraben“ entlang und über die „Cospes Berge“. Nach der Schule am folgenden Nachmittag erzählten mir die Eltern, was sie von Augenzeugen aus dem Dorf gehört hatten: Ein russischer Soldat, angeblich aus der Kaserne in Löbstedt/Zwätzen, war geflüchtet und hatte sich versteckt; er war gesucht und in einem Strohschober dicht bei Lützeroda gefunden worden; nach Verhandlungen sei er aus der Ferne von einem Scharfschützen mit einem einzigen Schuss erschossen worden; seine Leiche sei dann über das Feld geschleift und wie ein nasser Sack auf einen LKW geworfen worden.

Mehrmals konnten wir als Kinder unter einander, und auch zu Hause, mit Begeisterung davon erzählen, dass uns auf der Strasse von Closewitz oder von Isserstedt oder von Closewitz zum Jägersberg ein fremd aussehender und auffällig langsam fahrender Militärjeep mit amerikanischen Soldaten und Offizieren begegnet war; ich kann mich daran erinnern, es dürfte gegen Ende der 50er Jahre gewesen sein, dass diese amerikanischen Jeeps eine Aufschrift trugen, etwa: „Alliierte Kontrollkommission“; es wurde gemunkelt, dass diese Militärwagen nur auf vorgeschriebenen Trassen fahren dürften.

Das größte Fest in Lützeroda war meinem Eindruck und meiner Erinnerung nach nicht das individuell gefeierte Weihnachts- und Osterfest, sondern das Gemeinschaftsfest der „Kirm'se“ (Kirchweihfest). Es wurde damals erzählt, – ob es stimmt, weiß ich nicht –, dass der Ort Lützeroda seit 100 Jahren mit dem Straf-Verbot, Kirmes zu feiern, leben musste. Angeblich hatten um 1850 die Burschen am Kirmestag den Pfarrer aus Cospeda in den Dorfteich geworfen. Doch mit einem feierlichen Gedenken an die Weihe dieser Kirche unter dem Patrozinium des hl. Nikolaus (Ende 12. Jahrhundert) hatte die Lützerodaer Kirmes so gut wie nichts mehr zu tun gehabt. Im Laufe der Jahrhunderte, vielleicht seit der Reformation oder seit dem Aderlass im Dreißigjährigem Krieg oder durch die „Weimarer Aufklärung“ der Goethezeit oder durch die Einflüsse der Jenaer Universität mit Ernst Haeckel, war die Sinnstiftung des Kirchgebäudes als Gottes- und Bethaus verblasst, falls eine solche Sinnstiftung überhaupt je in glühender Andacht gefühlt worden sein sollte: Die sonntäglichen Gottesdienste wurden von den Eingesessenen so gut wie nicht besucht; auch war keiner bereit, tagsüber zweimal auf den Turm zu steigen, um zur Morgen- und zur Abendstunde die Kirchenglocke zu läuten, wie in einigen Nachbardörfern, – freilich: Vor den Gottesdiensten wurde geläutet! Die Gemeinde war auch zu klein und finanziell nie in der Lage gewesen, etwa im 19. Jahrhundert, das Geld für eine Turmuhr aufzubringen.

Trotzdem waren alle stolz auf diese Kirche, gewiss nicht nur wegen ihres baulichen Mittelpunktes im Dorf, als einziges Gebäude mit weithin sichtbarem Turm, sondern vermutlich auch wegen der Funktion der Kirche als Bedeutungsträger und Erinnerungszeichen einer verschütteten, aber doch unbewusst gefühlten Sehnsucht nach Transzendenz, ein Zeichen auf etwas, das größer ist als der Einzelne und die Gemeinschaft.

Lützeroda. Kirche und Kriegerdenkmal auf einer alten Ansichtskarte.



So konnte der Turm erhalten und in den 70er Jahren (?) notdürftig repariert werden, im Gegensatz zu Closewitz, wo ein Großteil der Kirche abgebrochen werden musste. An den Feierlichkeiten zur Kirmes, bestehend aus Festessen, Kuchenbacken und Tanz auf dem Saale, nahmen meine Eltern nur eingeschränkt teil; für mich als Kind war nur der kleine, aber laute Umzug mit Blasmusik von einigem Interesse. Es war üblich, dass alle Kinder am Dorftanz, nachmittags und am frühen Abend, mit zuschauten, zumindest bei der Kapelle. Dem schloss ich mich mit nur geringer Begeisterung an. So erinnere ich mich mit Grauen an ein einmaliges Ereignis: Ich wurde als 11- oder 12-Jähriger von Erwachsenen zu deren Ergötzen, – meine Eltern waren, wie gesagt, nicht im Saal –, gezwungen, mit einem kleinen Mädchen auf dem Parkett ein paar Runden zu tanzen oder so zu tun. Möglicherweise war dieser „Schock“ der Grund dafür, dass ich nicht wie üblich, mit 16/17 Jahren zusammen mit allen anderen Schulkameraden, das Tanzen lernte, sondern erst mit 22 Jahren auf einer Tanzschule in Jena, und auch dann nur widerwillig und mit schlechtem Ergebnis.

Aber nicht nur das anscheinend verloren gegangene Bewusstsein der Lützerodaer als Kirchgemeinde fiel meinen Eltern und später mir auf. Abgesehen vom Kriegerdenkmal für die Toten des ersten Weltkrieges an der Friedhofsmauer, scheint mir ein historisches Bewusstsein für die Vergangenheit der Dorfgemeinschaft, scheint mir ein individuelles und gemeinschaftliches Gedächtnis für das Leben und Leiden der ferneren Vorfahren nicht besonders ausgeprägt gewesen zu sein, jedenfalls habe ich davon in den Jahren meines Lebens im Dorfe bis 1962 nichts bemerkt. Oder wurde uns von solchen Dingen nichts erzählt, weil wir „Fremde“ waren und trotz aller erfolgreichen Versuche zum Wurzelschlagen hier im Zwischenlande zwischen Heimat und Fremde weiterhin als „Fremde“ angesehen wurden? Oder haben wir uns selber nicht intensiv genug erkundigt und gefragt, und zwar bei den „richtigen“ Leuten, denn immer sind es nur wenige, die sich für Hintergrundwissen interessieren?

Es bleibt also merkwürdig, dass sich befragte Einheimische beispielsweise nicht an das frühere Bestehen eines örtlichen, also eines eigenen Gesangvereins erinnern konnten: Ich hatte nämlich in unserem Dorfschutt („Urselsgraben“) eine schöne, bronzenene Anstecknadel in Gestalt einer Harfe gefunden, die in blauer und weißer Emaille gegossen die Beschriftung trägt: „Gesangverein Lützeroda“ und auf der Rückseite den Herstellerstempel „H. Wernstein – Jena-Löbstedt“ (vermutlich hergestellt um 1930).



Anstecknadel des „Gesangvereins Lützeroda“

Wie konnte es sein, dass in so kurzer Zeit ein solcher ortsgebundener Verein offenbar vergessen wurde? Niemand im Dorfe hat uns davon erzählt, dass der Lützerodaer(!) Bauer Johann Gottfried Wackernagel (1787-1872), obwohl vermutlich der Urgroßvater väterlicherseits der zu unserer Zeit in Lützeroda noch lebenden Bauern Otto Wackernagel oder Emil Wackernagel, eine Familienchronik verfasst hat. Darin werden gerade viele, das Dorf Lützeroda betreffenden Ereignisse während der Schlacht bei Jena am 14. und 15. Oktober 1806 ausführlich erzählt

(Gottfried Wackernagel: Chronik, 1804-1807. In: Beilage der Jenaer Zeitung vom 24. Februar 1914. Gekürzt schon bei Hauptmann von Taysen: Wanderungen auf dem Jenaer Schlachtfelde, Jena 1906; Anhang: Auszüge aus der Wackernagelschen Chronik. Auszüge auch bei Gertrud Paul: Die Schicksale der Stadt Jena und ihrer Umgebung in den Oktobertagen 1906; in: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde, Beiheft 9, Jena 1920). Bei G. Paul heißt es: „*Johann Gottfried W., 1787-1872, Sohn des Schultheißen von Lützeroda und Einwohner daselbst. Die von ihm angelegte Familienchronik, in die er neben anderen Ereignissen aus dem Dorfe auch seine Erlebnisse während der Kriegsjahre der napoleonischen Zeit eingetragen hat, ist erst von 1824 an gleichzeitig; die Nachrichten über 1806 hat W. erst damals nach der Erinnerung zum zweiten Male aufgezeichnet, nachdem die ursprüngliche Chronik bei einem Brande vernichtet worden war.*“ Aus dieser Chronik erfahren wir, dass alle Einwohner aus Lützeroda geflüchtet waren, bis auf Gottfried Wackernagel und seine Frau Sophie Geringen. Wörtlich heißt es bei Wackernagel: „*Im Dorfe, und ums Dorf, u. in den Höfen u. Häusern sah es aus: wie in einem Viehstalle von Stroh und anderer Sauerey, keine Thür war mehr ganz was zugeschlossen war die Häuser nach Belieben ausgeplündert...und statt dessen mit geblessirten [Verwundeten] angefüllt: Sogar unsere Kirche hatten sie aufgebrochen und blessierte neun gelegt, die Kranken mit den Tüchern in der Kirche zugedeckt, die Weiberstühle herausgerissen, das Zimpelgeld geraubt und um das Taufsteintuch sind wir gar kommen...*“ Ferner wird berichtet: Im Dorfe mussten damals etwa 50 Soldaten begraben werden, darunter auch ein Massengrab von 50 Toten hinter der Kirche, ferner waren etwa 20 Gefallene auf dem Gemeindeacker an der Strasse beizusetzen und überall in der Flur weitere Tote einzugraben. Sollte ein solch fürchterliches Schicksal schon nach 140 Jahren völlig vergessen worden sein? Zumindest sollte man erwarten, dass einer der Lützerodaer noch die Jenaer Zeitung von 1914 mit der dort abgedruckten Chronik ihres Bauern Wackernagel aufbewahrt hatte. Oder hat der bald nach dem Erscheinen der Zeitung ausgebrochene Erste Weltkrieg mit den Toten auch aus Lützeroda die Erinnerung und das Interesse an den Vor-Vorfahren in den Hintergrund gedrängt? Wusste irgendwer noch von den Soldatengräbern auf dem Gemeindeacker? Denn es war doch höchstwahrscheinlich jener kleine, der Gemeinde gehörende Wiesenfleck am südlichen Ortsrand, dicht links der Strasse nach Cospeda, wo unserer Familie und mehreren anderen Umsiedlern 1946 jeweils eine kleine Fläche zum Anbau von Gemüse zugewiesen worden war.

Für die erbärmlichen Lebensumstände in unserer ersten Wohnung, der oben genannten kleinen Stube in Franke's Gasthof, wurden meine Eltern ein wenig durch den schönen Blick aus den Fenstern entschädigt: Damals stand dort noch die uralte, mächtige Dorflinde mit ihrer umlaufenden Sitzbank, auf der freilich niemand mehr nach Feierabend oder an Sonntagen saß, weil sich die Zeiten verändert hatten, sodass Linde und Bank zu Anfang der 50er Jahre ersatzlos beseitigt wurden. Hinter der Linde sah man, was wichtiger war, die kleine Dorfkirche St. Nikolai mit ihrem romanischen Rechteckchor, und rundum die jeweils etwa 20 Gräber des Friedhofs, umgeben von einer damals noch höheren Mauer. Ich weiß nicht, ob meine Eltern noch eine Weile nach 1945 hofften, nicht hier auf diesem fremden Friedhof ihre letzte Ruhe suchen zu müssen, sondern dass sie auf ein Wunder hofften, um letztendlich doch noch auf dem Friedhof in Lossow neben ihren Vorfahren ruhen zu dürfen. Allerdings wurden diese Kirche und ihre Pfarrer aus Cospeda, weniger der Ort Lützeroda und die Dorfgemeinschaft und erst recht nicht die ermüdete Kirchgemeinde, in relativ kurzer Zeit doch zur neuen geistlichen Heimat der Eltern; ich lege dabei Wert auf das Adjektiv „geistlich“! Zeitlebens waren die Eltern im gewählten Vorstand der Pfarrgemeinde Cospeda-Lützeroda-Closewitz und hatten die in DDR-Zeiten und gerade in dieser Gegend frustrierende Aufgabe des Kirchensteuer-Einsammelns übernommen. Es war für uns Kinder unvorstellbar, nur eine einzige Stunde der Christenlehre oder des späteren Konfirmandenunterrichts zu schwänzen. Doch wirkliche Ehrfurcht hatten wir Kinder vor der Kirche und den Gräbern

kaum; erst in den späten 50er Jahren wurde das Spielen auf dem Friedhofe verboten, weil ein umstürzender Grabstein einem Jungen das Bein zertrümmert hatte. Schon zeitig lösten bei mir großes Interesse jene rätselhaften Symbole aus, die an den Außenfassaden des Kirchenchores zu sehen sind:

★ *Die geheimnisvollen Reliefs an der östlichen Mauer der Lützerodaer Kirche.*



Auf der östlichen Kalksteinwand als primitive Reliefs ein Totenkopf, eine Hand mit ausgestreckten Fingern und die kleine Gestalt eines Ziegenbockes, auf der nördlichen Wand eine plastische Rosette.

Erst viele Jahre später habe ich mir das Wissen angeeignet, wonach diese halbheidnisch-apotropäischen Heils- oder Abwehrsymbole baueinheitlich mit dem Chor sind, also ebenso alt sind wie das Fenster auf der Südseite des Chores, das beim Umbau der Kirche im 17. oder 18. Jahrhundert zugesetzt worden war.

★ *Glocke und Turmgebälk der Kirche Lützeroda*

In der Kindheit besaßen wir wenig Achtung vor dem Kirchgebäude und seinem Geist: Einer von uns, bei dem Zuhause der Kirchenschlüssel aufbewahrt wurde, musste manchmal den Schlüssel heimlich holen und wir tobten im Gebäude, besonders im dick verstaubten Dachstuhl und im Turm herum und scheuchten die Tauben und Sperlinge auf; nur an die Glocke durften wir nicht kommen, da der Ton ansonsten unten im Dorf zu hören gewesen wäre: Es war hier in der Kirche gemütlich, während draußen Wind und Wetter tobten.



Und von außen schossen wir mit unseren Steinschleudern („Schnippen“) nach und nach die vier Kirchenfenster kaputt, die freilich schon zuvor einige Löcher besessen hatten; unsere Untaten geschahen zum Teil aus Versehen, zum Teil aber auch mit voller Absicht; zu den Opfern gehörte zum Schluss sogar das schöne Bleiglasfenster mit dem segnenden Christus in mehreren Farben auf der Ostseite (gestiftet und eingesetzt um 1903/05 unter dem Pastorat von Bernhard Güldenapfel).

★ *Das von Pfarrer Lehmann entworfene und beschaffte Chorfenster von 1970. Inzwischen durch ein neues Fenster ersetzt.*

Um 1970 entwarf und besorgte Pfarrer Lehmann ein neues Chorfenster mit einfachen, dreifarbigigen Rechteck-Scheiben. Ich habe zwar auch viel mit meiner Steinschleuder herumgeschossen, – in der ersten Zeit wurden für die Konstruktion Weckgummis, später in Streifen geschnittene Fahrradschläuche verwendet –, doch vermutlich

war ich nicht unter den Übeltätern an der Kirche, sondern nur Zuschauer, ich wurde aber trotzdem mit diesen zusammen bestraft.

Meine Eltern hielten zeitlebens in großer Treue zu ihrem christlichen Glauben, der eine strenge, fast pietistische Färbung besaß. Zum Katholizismus hatten sie keinen Zugang, trotzdem hat mich meine Mutter um 1951/52 zu einem katholischen Jugendtreffen in Lützeroda angemeldet; möglicherweise war dieses Treffen von jenen katholischen Umsiedlerfamilien angeregt worden, die aus Schlesien oder aus dem Sudetenland gekommen waren. In der Folge nahm ich an einer Fahrt zu einem Katholikentreffen im Erfurter Dom teil (Kirchentag?), als einziger Evangelischer. Ich erinnere mich an das kindliche Erschrecken, als ich zum ersten Mal sah, wie alle anderen in der Kirche andächtig wurden, sich mit großem Ernst bekreuzigten und niederknieten. Meine Eltern hatten die Zeitung der Thüringer Landeskirche „Glaube und Heimat“ abonniert, von der ersten Auflage an, und gewiss nur sie als einzige im Dorfe. Bei uns zu Hause wurde entrüstet (oder selbstgerecht?) eine aus Cospeda gehörte Beobachtung wiedergegeben, wonach jedes Mal, wenn sonntags die Glocken zum Kirchenbesuch riefen und der Pfarrer (1945-1950 Pfarrer Wilhelm Bamler, † 1957) sich zum Dienst aufmachte, seine Frau sich demonstrativ im Pfarrhof laut mit Holzhacken beschäftigte. Wer weiß, ob das Gerücht gestimmt hat?

Die Glaubens- und Kirchentreu meiner Eltern, ererbt von den preußischen Vorfahren, die von den ersten Kolonisten des späten 17. und des 18. Jahrhunderts im Warthebruch abstammten, nämlich holländischen, niederdeutschen, rheinländischen und thüringischen Siedlern, und die sie nun aus der brandenburgischen Heimat ihrer uniert-reformierten Konfession nach Mitteldeutschland mitgebracht hatten, waren durch die Vertreibung noch verdichteter und strenger geworden. Wie sehr diese Kirchlichkeit einen Pfarrer der evangelisch-lutherischen Landeskirche Thüringens beeindrucken konnte, zeigt eine Passage in den Lebenserinnerungen des bekannten Jenaer Theologieprofessors Klaus-Peter Hertzsch (1930-2015), dem Dichter des bekannten und vielgesungenen Liedes „Vertraut den neuen Wegen...“ (Evangelisches und ! Katholisches Gesangbuch). In seinem interessanten, von Menschenliebe und christlichem Zukunftsglauben durchzogenem Buch „**Sag meinen Kindern, dass sie weiterzieh**n“ (2. Auflage, Stuttgart 2002) kann man auf den Seiten 97 bis 100 lesen:

„Gleichzeitig wurde mir die Versorgung einer Gemeinde übertragen: Cospeda, ein Dorf bei Jena oben auf der Höhe, dort, wo das Schlachtfeld beginnt, auf dem Napoleon gegen die Preußen die Schlacht bei Jena und Auerstedt geschlagen und gewonnen hat. Der Aufstieg war jedes Mal ein aufwendiger Fußweg, erst zwei Kilometer bis zum Stadtrand und dann eine dreiviertel Stunde kräftig bergan, ehe ich bei meiner Gemeinde war. Viel mehr, als dafür zu sorgen, dass die Gottesdienste regelmäßig angeboten wurden und für die Kinder Christenlehre stattfand, viel mehr wurde allerdings von mir nicht erwartet. Denn es war die typische Dorfgemeinde im Umfeld einer größeren Stadt, in der das kirchliche Leben sich oft mit einer sehr schwachen Sparflamme begnügt, weil entsprechend Interessierte ohne große Mühe die reicheren Angebote der Stadt wahrnehmen können. Ich habe meine Predigten immer sorgfältig vorbereitet, aber ich habe nie gewusst, ob überhaupt jemand zum Gottesdienst kommt. In den ersten Wochen hatte ich einen, der sicher da war, einen stämmigen Landwirt mit großen, kräftigen Händen: das war mein Organist. Seine Fähigkeiten auf diesem Instrument waren sehr gering. Er spielte jeden Choral grundsätzlich in einer Tonart durch, obwohl die meisten in ihrem Verlauf in andere Tonarten wechseln. Das war oft höchst merkwürdig anzuhören. Aber immerhin: er war am Sonntagmorgen da, und ich habe oft mit ihm vor der Kirche gestanden, die stille Dorfstraße hinuntergeblickt und Ausschau gehalten: Kommt heute jemand oder kommt niemand? Manchmal kamen dann zwei Leute, manchmal drei, und wir hielten Gottesdienst. Nach einigen Wochen wurde er krank und starb rasch. Es war die erste Bestattung, die ich in meinem Leben gehalten habe. Da war

das ganze Dorf auf den Beinen, die Kirche war voll, und wir haben seiner dankbar gedacht. Von da an hielt ich am Sonntagmorgen allein Ausschau, und wenn Gemeindeglieder kamen, mussten wir ohne Orgelbegleitung singen. Ein zweites Dorf gehörte zu meiner Gemeinde, eine halbe Stunde Fußweg entfernt. Da gab es eine Familie mit vielen Kindern. Mit denen konnte ich rechnen, denn die Kirche gehörte zu ihrem Leben. Wenn sie kamen, füllte sich die kleine Kirche schon einigermaßen. Vater, Mutter, Großvater im Kirchenschiff mit den kleineren Kindern und die größeren auf der Empore. Aber manchmal sagte Herr Speer: 'Nächsten Sonntag verreisen wir mal, Herr Pfarrer.' Dann war es so gut wie sicher, dass ich mir an diesem Sonntag den Weg dorthin sparen konnte. Ab und zu nahm ich meinen kleinen Bruder mit nach Cospeda, der noch als Schuljunge zu Hause bei meinen Eltern wohnte, damit ich ein bisschen Beistand hatte und einen Zuhörer mehr... Und immerhin habe ich ein junges Paar getraut und zum ersten Mal eine richtige Thüringer Bauernhochzeit als Pfarrer erlebt. Bei dieser Gelegenheit und am Erntedanktag war fast das ganze Dorf in der Kirche. Also, für ganz überflüssig hielten sie den Pfarrer dann doch nicht. Einen relativ schnellen Erfolg hatte ich mit der Christenlehre. Sie wurde anstatt eines schulischen Religionsunterrichts angeboten, fand im Pfarrhaus statt und war freiwillig... Denn zunächst hatte ich nur ein Grüppchen von Jungen und Mädchen verschiedenster Jahrgänge, nach welchem Schuljahresplan hätte ich mich da richten sollen? Was habe ich gemacht? Ich habe den Kindern die Geschichten von Josef und seinen Brüdern ausführlich erzählt, wie sie uns in Eisenach unser Vater erzählt und vorgespielt hat. Wir saßen im Kreis, und ich erzählte. Und bald kam ein Mädchen hinterher zu mir und sagte: 'Die Marion ist nicht getauft, aber die würde auch gern kommen. Kann die nicht mit zuhören?' – 'Klar', habe ich gesagt, 'die Marion kann gern kommen'. Sie blieb nicht die Einzige, und so wuchs allmählich meine Hörerschaft. Als die Josefgeschichte langsam zu Ende ging, machte ich eine große Rückblende auf die Geschichten von Abraham und Jakob und hatte wieder viel neuen Erzählstoff... Aber so weit kam es nicht: Denn schon nach einigen Monaten wurde ich zum Landesbischof eingeladen, und er sagte mir: 'Wir haben und gedacht, es ist doch sehr mühsam, wenn du immer nach Cospeda hochsteigen musst. Jetzt kommt der Winter, da ist es sicher oft glatt und unwegsam. Wir denken, das soll jetzt jemand anderes übernehmen, der dann auch oben im Pfarrhaus wohnt'. Ich nahm also Abschied von meiner ersten Gemeinde, vor allem von den Kindern. Ich habe heute noch einen rührenden Brief von ihnen, in dem es mit einer abenteuerlichen Orthographie und in einer steilen Kinderschrift heißt: 'Lieber Herr Hertzsch, wir senden Ihnen schöne Grüße, und es war immer schön bei Ihnen. Ihre Christenlehrekinder von Cospeda'. Und dann folgte eine ganze Reihe von krakeligen Unterschriften. Diese Kinder und ich, wir haben uns gegenseitig in guter Erinnerung.“

Nach dem Ausscheiden des Cospedaer Pfarrers Alfred Kirsten 1956 (* 1879, 1917-1935 Oberpfarrer in Oberweißbach, 1935-1945 Pfarrer und Superintendent in Camburg, 1945-1950 beurlaubt vermutlich wegen Zugehörigkeit zu den „Deutschchristen“, 1950-1956 kommissarisch als Altpfarrer in Cospeda; † um 1958) hielten mehrere Pfarr-Vertreter die Gottesdienste in Cospeda, Lützeroda und Closewitz (darunter Günter Baumbach 1957, Heinz Schwandes 1957 bis 1. 11. 1959). Zu obigen Bericht von Klaus-Peter Hertzsch (später Professor für Neues Testament an der Universität Jena) ist aus meinen lückenhaften Erinnerungen anzumerken: Herr Hertzsch hielt in unseren Kirchen Vertretungsgottesdienste von Ende 1959 bis etwa Mitte 1960, also nicht direkt vor dem Amtsantritt von Pfarrer Joachim Lehmann (1935-2000; in Cospeda Pfarrer von April 1961 bis 1998).

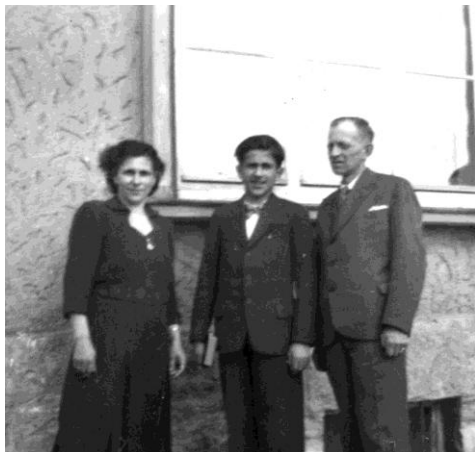
Pfarrer Kirsten hat mich, zusammen mit Edda Gielsch (Lützeroda, * 1939), in der Kirche zu Lützeroda konfirmiert (Ostern 1953; letzte Konfirmation in der Lützerodaer Kirche für viele Jahre) und hat mich später bei Professor Gotthard Neumann in Jena zum Studium der Prähistorischen Archäologie empfohlen (1957) und damit den Grund gelegt für meinen bis heute ausgeübten Traumberuf.

Eine ganze Reihe seiner archäologischen und historischen Bücher durfte ich 1958 aus seiner Wohnung im Cospedaer Pfarrhaus mit einem Handwagen abholen. Schon mehrere Jahre zuvor hatte sich mein Kontakt zu ihm verstärkt, als ich ihm einige kleine, steinzeitliche Feuersteinklingen zur Bestimmung vorlegte, die ich mit meinem Freund Jochen Leidolph in Maulwurfshaufen und beim anschließenden Nachgraben im Umfeld der Quellen im oberen „Ziskautal“ gefunden hatte.

Pfarrer Kirsten, der in seiner Camburger Zeit ehrenamtlicher Pfleger für archäologische Funde gewesen war, meldete diese Funde an den ihm gut bekannten Archäologieprofessor Neumann, der uns Jugendliche aber nicht etwa belobigen, sondern verwarnen ließ, wobei das mir damals noch unbekanntes Wort „Raubgräberei“ fiel.



Reinhard Spehr als Konfirmand Ostern 1953.



R. Spehr mit seinen Eltern zur Konfirmation Ostern 1953.



Konfirmationsausflug zum Landhaus. V. l. n.r.: Bernd (Befeld?), hinten Winterfeld (kein Konfirmand), Joachim Leidolph, R. Spehr, 5. ?.

Sein späterer Nachfolger, Pfarrer J. Lehmann hat mich und meine Frau getraut (1963). Die Vermählung erfolgte, und zwar unserem Wunsche folgend, in der Kirche von Vierzehnheiligen.

Die Lützerodaer Kirche war uns nicht schön genug, war damals auch schon ziemlich schadhafte geworden. Pfarrer Lehmann musste die Genehmigung für die Hochzeit in dieser Kirche, die nicht zu seinem Sprengel gehörte, bei dem Isserstedter Pfarrer einholen, was ihm nicht so ganz recht und angenehm war (im übrigen war Gestalten und Malen seine Sache, nicht aber Reden und Predigen).

Unsere Hochzeit war dann ein im Dorfe lange nicht gesehenes Ereignis, weil mein Vater eine richtige Kutsche organisiert hatte; das war damals schon ziemlich ungewöhnlich geworden. Das Gefährt hatte vermutlich nie für Hochzeiten gedient, sondern war eine relativ einfache, aber schöne Gebrauchs-Kutsche; solche Kutschen waren inzwischen aus der Mode gekommen und unser Exemplar hatte vergessen und verstaubt in einer Scheune gestanden. Dazu wurden zwei schwarze Pferde ausgeliehen (? LPG-Bauer Herbert Linz, Lützeroda); mein Vater hatte ihre Hufe mit schwarzer Schuhcreme gewichst und Rolf Döring als Kutscher angeworben: Nachdem wir die gesetzlich vorgeschriebene, staatliche Eheschließung in Cospeda ohne jede Zeremonie „Ruck-Zuck“ erledigt hatten (unsere mit unbeholfener Schrift ausgefüllte Ehe-Urkunde trägt die Unterschrift „Prüfer“ = Hugo Prüfer, Bauer im Unterdorf und von 1958 bis 1976 Bürgermeister in Cospeda –, mit der Bezeichnung „Leiter des Standesamtes“, auf dem amtlichen Siegel-Stempel steht die Umschrift „Standesamt Cospeda“), fuhren wir mit der Kutsche vom „Landhaus“ zur Kirche in Vierzehnheiligen.



3. 8.1963. Hochzeitsfahrt nach Vierzehnheiligen im Galopp. Kutscher war R. Döring.



Die Kirche von Vierzehnheiligen ist in Sicht.



3. August 1963. Trauung von Pfarrer Lehmann in der Kirche von Vierzehnheiligen.



Hochzeitszug vor der Kirche (Blumenmädchen vorn links: Tochter von Rolf Döhring, Lützeroda.)



Hochzeitsgast Pfarrer Joachim Lehmann Cospeda (Bildmitte) in Lützeroda, Terrasse des Landhauses.

Weiteres zu Pfarrer Lehmann aus Cospeda: Meine Frau und ich, seit dem Jahre 1963 Dresdner geworden, waren mehrfach während unserer Urlaubsaufenthalte bei den Lützerodaer Eltern (60er und 70er Jahre) bei ihm im Pfarrhaus in seinem schönen Wohnzimmer und in seinem Dachboden-Atelier.

Uns beeindruckten seine ohne Kunsthochschul-Ausbildung und mit anfänglich nur geringer Anerkennung als akademischer Maler gelebten Intentionen und seine ungewöhnliche Malweise als begabter Autodidakt, – einfach großartig sind seine Illustrationen zum Alten Testament in der 1970/80 erschienenen Kinderbibel, die wir damals unserer ältesten Tochter schenkten –, sein begeistertes, ansteckendes Feuer für flammende Farben und merkwürdige Formen, das waren Energien und Eigenschaften, aus denen prächtige Bilder eines „Spät- oder Neoexpressionisten“ entstanden; beides aber wurde damals in der DDR, namentlich auf dem Dorfe, kaum wert geschätzt. Wir sahen uns im Atelier auf dem Dachboden des Pfarrhauses viele der zuletzt entstandenen Gemälde an und konnten einige ausgesuchte Bilder für unsere Dresdner Wohnung käuflich erwerben.

Pfarrer Lehmann hat dann die Beerdigungs-Gottesdienste für meine Großmutter Johanna Spehr (1967), für meinen Vater Gerhard (1973) und meine Mutter Hildegard (1984) gehalten. Ich erinnere mich viel an diese Lieben; ohne sie und ihre Gebetsbegleitung hätte ich gewiss nicht in ein später so erfülltes Familien- und Berufsleben starten können. Nun liegen ihre Gebeine schon viele Jahre auf dem kleinen Friedhof von Lützeroda, wo sie auf ihre Auferstehung warten, ebenso wie mein 2012 tödlich verunglückter jüngerer Bruder Christian (* 1954).



★ *Kirchhof Lützeroda. Familiengrab. (Febr. 2021)*

Zu obigem Auszug aus dem Erinnerungsbericht von Professor Hertzsch wäre noch zu ergänzen: Der genannte Organist war der Bauer Emil Hüttenrauch (19. 11. 1882 – 5. 1. 1960) aus Cospeda, Gehöft im Unterdorf Nr. 33. Dass sein Orgelspiel so unmusikalisch war, haben wir damals nicht bemerkt; wir einfachen Leute waren in dieser Hinsicht nicht im Mindesten so geschult, wie der aus gebildeten Intelligenzkreisen stammende Hertzsch. Hinsichtlich unserer angeblich kinderreichen Familie hat er sich täuschen lassen durch jene Jungen, die mein Bruder zuvor auf der Dorfstrasse eingesammelt und mit in die Kirche auf die Empore geschleppt hatte, wo man unbeobachtet war und wenig andächtig auch mal Unsinn machen konnte. Von jenen Christenlehrekindern, die 1960 an Hertzsch den erwähnten, freundlichen Brief geschrieben haben, müssten in Cospeda eigentlich noch heute (2021) einige leben; man möchte hoffen, dass das gleiche auch für das erwähnte Brautpaar zutrifft, das Pfarrer Hertzsch 1959 getraut hat.

Nochmals zurück zu den Anfängen: Mein Vater Gerhard Spehr (1907-1973) hat von September 1945 bis Ende Oktober 1946 als Kutscher (offiziell: Landwirtschaftsgehilfe) bei Dora Franke (im Oberdorf am Teich, Hof ihres Sohnes Dieter Franke, später LPG- bzw. KAP-Vorsitzender und Volkskammerabgeordneter) gearbeitet. Das Führen eines Ochsen- oder gar Kuhgespanns war für ihn eine nervenaufreibende Sache, er war nur einen Umgang mit Pferden gewohnt. Viel schlimmer aber dürfte für ihn gewesen sein, was ich als Kind damals nicht gemerkt habe, aber heute als sicher annehmen darf, dass er gewiss manchmal verletzt war und anfangs unter dem Minderwertigkeitsgefühl litt, durch das Schicksal von einem freien, preußischen Bauern zum Knecht eines thüringischen Kleinbauern degradiert worden zu sein.

Von November 1946 bis Juni 1954 war er dann als Waldarbeiter beim Forstamt Jena angestellt und fällt Tag für Tag mit der Schrotsäge, – Kettensägen gab es noch nicht –, Eichen, Buchen, Hainbuchen, Eschen usw. in den beiden Staatsforstgebieten bei Isserstedt und bei Closewitz, manchmal auch in anderen, angrenzenden Wäldern. Die Baumstämme wurden in Meterstücke gesägt, dann gespalten, die Scheite wurden an den Rand von Waldwegen getragen und dort in Raummeter-Blöcken aufgeschichtet. Vom vielmaligen Zusehen sind mir diese Tätigkeiten und Handgriffe in Fleisch und Blut übergegangen. Oft musste ich ihm in einem Kochgeschirr vorbereitetes Mittagessen zur Arbeitsstelle bringen, das dann am Feuer erwärmt wurde. Einmal, ich war zu dieser Zeit 10 oder 11 Jahre alt, lief ich ins „Rautal“ bei Closewitz, weil dort in den Wochen zuvor Holz gemacht worden war. Aus der Erinnerung gefallen ist, ob ich zu Hause nicht zugehört hatte oder ob der Arbeitsplatz kurzfristig in den Isserstedter Wald verlegt worden war, jedenfalls fand ich im „Rautal“ keine Holzfäller; ich erinnere mich noch heute an meine Verwirrung, besonders aber an mein lautes Rufen durch den ganzen Wald; nach vielleicht zwei Stunden kam mir irgendeine Erleuchtung und ich marschierte zum Isserstedter Wald, wo ich meinen Vater mit seinen beiden Kollegen endlich fand.

Eines Abends kam der Vater aufgeregt nach Hause, mit einer Tabakspfeife in der Hand: Einer seiner beiden Arbeitskollegen (■Stellmacher? aus Isserstedt; der andere Kollege hieß ■Zaubitzer, auch aus Isserstedt; ein dritter, aber späterer Arbeitskollege war Werner Trommer aus Vierzehnheiligen), war beim Fällen einer großen Buche nicht am Stammschnitt stehen geblieben, sondern war losgerannt, leider in die falsche Richtung: Die Spitzenzweige der Baumkrone hätten ihn erwischt, er sei sofort tot gewesen; die Pfeife hatte mein Vater an der Unglücksstelle gefunden. Dieser Waldarbeiter war gerade jener gewesen, der mir als 9- bis 13-Jährigen, jedes Mal wenn ich meinem Vater im Wald besuchte oder ihm Essen brachte, spannende Geschichten erzählte; das waren Erzählungen vom Balkan oder vom Mississippi oder von der Wartburg bei Eisenach; der alte Mann, – auch ein Umsiedler –, hatte bald bemerkt, dass ich mich für vieles in der Welt interessieren und begeistern konnte.

Der Anfangslohn meines Vaters im Forst betrug monatlich 180 Mark (nach heutiger Kaufkraft vielleicht 400 Euro) und stieg im Laufe der Jahre auf 220 Mark, dazu gab es jährlich 20 Raummeter Holz als Deputat: Davon mussten wir leben! Die eine Hälfte des Deputatholzes wurde ab 1949/50 gegen Getreide und Kartoffeln vertauscht, auch verkauft, mit der anderen Hälfte wurden der Küchenherd und der Kachelofen beheizt; der Eisenofen in unserer Dorfwohnung (bis 1949) war meist mit leichterem Astwerk/Leseholz befeuert worden.



Bleistift mit Buntstift. Die Arbeit meines Vaters im Wald; entstanden 1948. Vermutlich für die Zeichenstunde bei Lehrer Thieme in Cospeda.

Der Vorgesetzte meines Vaters war der Revierförster Arthur Zufelde (Heimat: um Stadtroda?), dessen angeheiratetes Gehöft an der sogenannten „Schloßgasse“ im Rundling-Oberdorf von Lützeroda zur „Försterei“ wurde. Dort führte seit Ende der 50er Jahre seine Frau Alice (geborene Stiebritz) die örtliche Poststelle mit dem öffentlichen Telefonanschluß, den auch unsere Familie einige Male nutzen musste. Die erste Poststelle mit dem Telefon hatte sich in einem um 1935 gebauten Einfamilienhaus im Oberdorf (heute „Zum Rundling“ Nr. 4) befunden und wurde von Frau Harz betrieben; dort wurde auch um die Mitte der 50er Jahre die erste Lebensmittel-Verkaufsstelle eingerichtet, die als Konsum wenige Jahre später einen kleinen Neubau neben dem Feuerwehrhaus bei der Schenke erhielt. Das kleine Haus von Harz wurde um 1958 von Familie Olthoff gekauft.

Eines Tages (um 1950/51) wurde mein Vater auf ein Amt in Jena (Arbeits- oder Gesundheitsamt?) bestellt, zwecks Untersuchung zur dauerhaften Arbeit im russischen Uranbergbau des Erzgebirges. Dieser Kelch ging glücklicherweise an ihm und an unserer Familie vorbei: Unsere Mutter hatte Kissen in den Flur gelegt, auf denen auch wir Kinder knien und gemeinsam beten mussten. Auch bei schweren Gewittern, die über unser Haus zogen, forderte uns die Mutter zum gemeinsamen Gebet auf, damit uns der Blitz verschonen möge. Ohnehin wurde sonntags vor und nach dem Essen ein Tischgebet gesprochen, in den ersten Jahren nach dem Krieg wurde manchmal die Bitte für die Einheit Deutschlands angefügt! Das Nachtgebet vor dem Schlafengehen war selbstverständlich, zuvor hat die Mutter immer ein oder zwei Lieder gesungen, und zwar bis etwa zu meinem 12. oder 13. Lebensjahr, wenn ich mich recht erinnere.

Zweimal war mein Vater für jeweils zwei oder drei Wochen zum Holzeinschlag im Thüringer Wald abkommandiert (Borkenkäfer-Bekämpfung). Er kam einmal zurück mit der begeisterten Erzählung, dass ihm ein Arbeitskollege, der nebenbei noch eine kleine Landwirtschaft besaß, aus seiner Flasche mit Rapsöl hat trinken lassen. Die Arbeitseinsätze im Borkenkäfergebiet von Oberhof sind aus heutiger Sicht verständlich, sie gehörten in den Rahmen der normalen Tätigkeiten innerhalb einer Festanstellung. Zweifel an der Rechtsstaatlichkeit kann man aber an der erwähnten Absicht einer zwangsweisen Rekrutierung für das sowjetische Wismut-Unternehmen oder auch an dem Einsatz von Männern und Frauen aus Lützeroda (um 1947/49) am Schleppen und Ziehen der schweren Drahtseile für die Hochspannungsleitung (zwischen vorhandenen Stahlmasten) von Westen her (über das Mühlthal) über die Höhen zwischen Cospeda und Lützeroda nach Closewitz und weiter zum Jägersberg (als Kind habe ich dabei zugesehen).

Allerdings weiß ich bis heute nicht, ob die letztgenannte schwere Arbeit, gewiss gegen Entlohnung, freiwillig oder zwangsweise geleistet wurde. Auch bin ich mir nicht sicher, ob hinter solchen Maßnahmen noch Reste von Kriegsrecht standen. Als der Knochenjob im Wald für meinen Vater nicht mehr durchzuhalten war, – er war seit Geburt oder Kindheit nierenkrank und war deshalb auch nicht bei der Wehrmacht gewesen, an diesem chronischen Leiden ist er auch ziemlich zeitig gestorben –, wurde er von einem Verwandten aus der alten Heimat (Hans Kläke (* 1905 † 1985; zuletzt Rothenstein) überredet und umgeschult auf eine Tätigkeit als „Milchleistungsprüfer“. Als solcher war er angestellt beim Rat des Kreises – Tierzuchtinspektion Gera; zuletzt war er angestellt bei den LPGs „Sonnenstrahl“ und „Vereinte Kraft“ in Lützeroda, „Frischer Wind“ und „Rautal“ in Closewitz sowie bei der LPG „Rosental“ in Cospeda: Es scheint mir angebracht, diese kindischen Namen aus einer denkwürdigen Zeit hier zu wiederholen. Der Vater war zuständig für die Entnahme von Milchproben für die Leistungskontrolle (Messen von Milchmenge und Fettgehalt) aller Kühe in mehreren Dörfern des Landkreises Stadtroda-Jena; auch war er berechtigt oder verpflichtet, jenen neugeborenen Kälbern, die für die Aufzucht als Milchvieh vorgesehen waren, Namen zu geben; oft rätselten wir zu Hause über einen neuen Namen, denn der Namen des Kalbes musste mit dem gleichen Buchstaben beginnen wie jener der Mutterkuh (also Else zu Edith, Linda zu Luise usw.).

Von 1954 bis zum Beginn seiner gesetzlich anerkannten Invalidität im August 1967 fuhr er, anfangs mit dem Fahrrad, später mit dem Moped, täglich morgens gegen 4 Uhr und abends gegen 18 Uhr, also vor dem jeweiligen Melken, in die Kuhställe der einzelnen Bauern, später in die neugebauten großen Stallanlagen der Produktionsgenossenschaften (LPG's). Tagsüber hatte er Zeit zum Ruhen, für Gartenarbeiten und für die Versorgung der zwei, manchmal auch drei Ziegen, unseres Schweins, der 15 bis 20 Kaninchen, der 20 bis 25 Hühner, der 3 bis 5 Gänse und Enten. Durch sein Herumkommen auf den Dörfern hatte er im Laufe der Jahre alle Bauernfamilien in Lützeroda und Cospeda, in Krippendorf, Closewitz usw. kennengelernt; er war auch zeitweise in die Gemeindevertretung gewählt worden. Deshalb, vor allem aber, weil er ein friedensstiftender, sehr freundlicher und gesprächiger Mann war, nahmen an seiner

Beerdigung 1973 in Lützeroda über 200 Trauernde teil. Wir hatten seinen offenen Sarg in der Kirche aufgestellt, was damals vielleicht schon nicht mehr gestattet war, jedenfalls drückte Pfarrer Lehmann, als Künstler naturgemäß sehr sensibel, hinterher sein Missfallen darüber aus.

Als zwölfjähriges Kind konnte ich einmal meinem Vater einen für ihn wichtigen Hinweis geben: Nach seiner festgefühten Vorstellung mussten zum Räuchern von Wurst, Schicken und Speck unbedingt Wacholderzweige auf die glühenden Sägespäne gelegt werden; er klagte, trotz intensiver Suche in Wald und Wiesen habe er nichts finden können. Ich erzählte ihm von den Wacholderbüschen auf dem Steilhang über der „Lutherkanzel“ am unteren Auslauf des „Mühltales“. Dort holten wir dann in den Folgejahren immer wieder diese duftenden Räucherzweige; die ebenso notwendigen Buchenspäne konnte unser Vater von seinen Arbeitsstellen mitbringen.

Die Aufzucht und das Fettfüttern unseres Schweines waren oft mit einigen Schwierigkeiten verbunden. So war es für die Eltern ein ziemlicher Verlust, wenn das für gespartes Geld erworbene Ferkel, zunächst mit der Milchflasche ernährt, nach wenigen Wochen an der Krankheit „Rotlauf“ starb und im Hof zwischen den Bäumen vergraben werden musste. Denn das Spritzen gegen Rotlauf durch einen Tierarzt war teuer. Durch das Füttern unserer Schweine überwiegend nur mit Kartoffelschalen, mit Rübenblättern, Gras, Zwetschen und anderem Fallobst, mit nur wenig Kleie und Schrot, – lediglich ein paar Wochen vor dem Schlachten bekamen sie gedämpfte Kartoffeln –, war der Dünndarm der Tiere zu dünnwandig und instabil und nun für das Füllen mit Wurstmasse ziemlich ungeeignet geworden. Deshalb mussten uns die Westverwandten Trocken- und Salzdärme per Post schicken, zusammen mit Salpeter für das Hellbleiben der „Knackwürste“ (Thüringer Bezeichnung; wir Brandenburger sagten dazu „Bratwürste“); Kunstdärme waren nämlich gar nicht beliebt. Der Vormittag des Schlachttages war weniger schön, weil ich als Kind meist den Schweineschwanz (warum?), später die gefesselten Beine des Tieres festhalten musste, denn das Schwein quiekte laut und das Schlagbolzengerät für den tödlichen Schuss war ein fürchterliches, Angst einflößendes Gerät; auch musste ich oft bei aufgeregter Stimmung des Fleischers und meines Vaters, dazu noch bei meist eisiger Kälte, das Schweineblut im Eimer unentwegt rühren. Mittags kam der bestellte Fleischbeschauer und setzte sich mit seinem Mikroskop ins warme Wohnzimmer, wo ihm irgendein kleines Stück (von Innerei oder Muskelfleisch) gebracht wurde; er schnitt eine hauchdünne Scheibe davon ab, legte diese unter das Mikroskop und schaute ein paar Minuten auf die Probe und schrieb dann etwas in ein Heft; wir verstanden nichts, durften aber auch nicht durch's Mikroskop gucken, vermutlich hielt der Mann uns für zu dumm (ich war damals schon 12 bis 16 Jahre alt).

Die Nachmittage des Schlachttages in der warmen Waschküche sind in schöner Erinnerung geblieben, weil ich beim Wurstmachen zusehen und unsere Fleischer Oskar und Rolf Döring drängeln konnte, eine Blutwurst im kochenden Kessel mit ihrer großen Fleischgabel anzustechen, um sie zum Platzen zu bringen, womit die Wurstbrühe gehaltvoller wurde. Schon nach kurzer Zeit hat dann der Fleischbeschauer grünes Licht gegeben, sodass wir abends nicht nur superfettes Wellfleisch, sondern auch den frischen Hackepeter essen konnten, der schon vor dem Durchdrehen im Fleischwolf mit Salz, Pfeffer, Kümmel und Knoblauch gewürzt wurden war. Die vor allem mit Majoran und Pfeffer gewürzte Masse an Blut-, Leber- und Sülzwurst wurde mittels einer einfachen Maschine in Därme gepresst; die einzelnen Würste wurden mit selbst geschnitzten Spalierstäbchen aus Buchenholz abgebunden und in den Kessel zum Kochen gelegt. Auch in unserer Heimat war ein Teil der Kochwurst in Weckgläsern eingeweckt worden. Doch was dort nicht üblich war und was wir erst in Thüringen kennenlernten: Ein Teil der Blut- und Leberwurst haben wir roh in hohe Blechbüchsen gefüllt, ins Dorf zu „Wunbergers“ gebracht und dort mittels einer Spezialmaschine mit einem Blechdeckel über einem Gummiring fest verschlossen; anschließend wurden diese Büchsen im Wecktopf gekocht. Die losen Blechdeckel und die

speziellen Gummiringe wurden jedes Jahr in Jena gekauft. Vor dem Schlachten waren alle leeren Büchsen aus dem Vorjahre zu „Wunbergers“ gebracht worden, wo mit der gleichen Maschine, der einzigen im Dorf, der obere Rand glatt abgeschnitten wurde; im Laufe der Jahre wurden auf diese Weise die Büchsen natürlich immer niedriger. „Wunbergers“ Hof war ein schmales Gehöft im Oberdorfe, das offenbar schon längere Zeit keine Bauernwirtschaft mehr gewesen war. Der Hof besaß eine ziemlich hohe Mauer aus größeren Kalksteinquadern, in der auf der rechten Seite noch eine hoch liegende Schießscharte erhalten war. Dieses wehrhafte Detail hat meine Phantasie schon als Jugendlicher angeregt, nachdem ich von Burgen und deren Verteidigung mit Pfeil und Bogen oder mit Armbrüsten oder mit Flinten, von Wehrgängen mit Schießscharten usw. gelesen hatte. Erst später hat mich auch der kleine, gewölbte Keller aus Bruchsteinen interessiert: Vermutlich stammt auch dieser Keller noch aus dem Mittelalter und war der Überrest eines kleinen Wehrbaues (Vorgänger des Wohnhauses), der vielleicht so alt war wie der Chorraum der Lützerodaer Kirche (um 1200). Vielleicht war dieser wehrhafte Hof eine Art Vorwerk und diente hier mitten im Rundling als Sitz jenes bäuerlichen Anführers und vom Grundherrn Beauftragten, der die Gruppe von Fremden hierher in den Urwald zur Rodung und zur Anlage der ersten Felder geleitet hatte; vielleicht war dieser Hofinhaber ursprünglich der einzige mit einer vollen Hufe Belehnte.



★ Alte Kalksteinmauer in „Wunbergers Hof“, Südseite



★ Einer der beiden gut erhaltenen Gewölbekeller unter dem Wohnhaus .



★ Alte Kalksteinmauer in „Wunbergers Hof“, Nordseite.



★ Außenansicht eines Teilstückes der nördlichen Kalksteinmauer. Blick vom Olthoff'schen Gehöft.

Möglicherweise steht der Name „Schlossgasse“ neben diesem Gehöft in Bezug zu seinem ursprünglichen Aussehen und seiner Funktion. Nicht nur die Bewohner der beiden erst um 1930/40 neu gebauten Häuser an den beiden Ausfallstrassen nach Isserstedt und nach Closewitz sowie des Gasthofes, sondern auch diejenigen zweier Häusler-Anwesen am West- und Ostrand des Dorfes und die etwa sieben landarmen oder landlose Leute an der Strasse nach Cospeda hatten einen Beruf; davon betrieben einige, vermutlich schon seit mehr als

einer Generation, eine kleine Landwirtschaft nebenher. So soll das Gehöft neben dem unteren Dorfteich früher einmal eine Schmiede gewesen sein (Hof von Wackernagel, mit einer der beiden Töchter, Irma * um 1937/38 bin ich zur Schule gegangen), wovon die Strasse nach Cospeda den örtlich benutzten Namen „Schmiedegasse“ bekommen hätte; auf dieser Strasse lag das Gehöft von Dörings, bei denen Vater und Sohn das Fleischerhandwerk im Nebenerwerb ausübten (nur für Hausschlachtungen November bis März); das letzte Gehöft rechterhand war eine Stellmacherei, Tischlerei oder Zimmerei, deren Maschinen und Holzvorräte durch die verstaubten Fenster der Werkstatt zu sehen waren. Diese dörfliche Werkstatt (Wackernagel?) errichtete um 1955 am unteren Ende/Auslauf des „Ziskauer Tales“, an seiner Einmündung in den „Isserstedter Grund“ eine hohe, stabile Holzbrücke für Fußgänger, damit jene Lützerodaer, die täglich hinunter zur Bushaltestelle ins Mühlthal liefen, um von dort zu ihren Industrie-Arbeitsstellen in Jena zu fahren (meist „Zeißianer“), bei Regen und Hochwasser trockenen Fußes über den Wassergraben kommen konnten. So war von den etwa 40 Berufstätigen aus Lützeroda (bei etwa 120 Einwohnern) nur etwa die Hälfte in der Landwirtschaft tätig. Ohne statistische Erhebungen sind diese Schätzungen aus der Erinnerung meiner Jugendzeit natürlich nicht weiter verwertbar.

Selbstverständlich unterlagen wir mit unserem kleinen Garten- und Ackerland nicht, wie andere „richtige“ Bauern mit Landbesitz, der Soll-Ablieferungspflicht an den Staat, die aus dem Dritten Reich übernommen und ausgebaut worden war. Doch musste auch bei uns der Fleischer die Schweinedecke sauber lostrennen, wodurch dann teilweise unser Schinken, vor allem aber der ganze Speck leider ohne Schwarte blieben; diese Decke war von Staats wegen für die Verarbeitung zu Leder für Schuhe abzuliefern; ob es dafür eine Geldentschädigung gab, habe ich nicht mitbekommen. Ebenso mussten alle Kaninchenfelle vorschriftsmäßig abgezogen, aufgespannt und getrocknet werden; wenn sich einige Felle angesammelt hatten, wurden sie von den Spann-Gestellen abgezogen und unser Vater brachte sie mit dem Moped nach Jena zur Aufkaufstelle; später kam ein kleines Lieferauto und sammelte die Felle ein. Was mit den Fellen unserer Ziegen wurde, weiß ich nicht. Ziegenlämmer wurden, wenn sie nicht zur Aufzucht vorgesehen waren, etwa um Ostern herum geschlachtet. Wenn verwandte Gäste zum Festessen eingeladen waren, gab uns unsere Mutter zuvor den Hinweis, dass wir nur von „Lammbraten“, nicht etwa von „Ziege“ sprechen sollten

Durch die amtliche Tierzählung jedes Jahr wurde auch bei uns die Zahl der Hühner, Enten, Gänse, Kaninchen, Ziegen, Schafe und Schweine genau registriert; zum Schlachten des Schweins war eine amtliche Genehmigung erforderlich.

Wir waren 1945 völlig mittellos nach Lützeroda gekommen, wir besaßen nur jene Schuhe, Hosen und Hemden, die wir an hatten, und auf dem Handwagen ein paar Federbetten, eine Wolldecke und Winterjacken. Meine Eltern führten einen anfangs harten und ernsten, teilweise verbissenen Lebenskampf, der erst seit den späten 50er Jahren in ein etwas ruhigeres und normaleres Fahrwasser kam: Die Mutter, – als Bauersfrau hatte sie keinen Beruf (Hauswirtschaftslehrgang für Kochen und Nähen), sondern war in ihre Berufung als „Hausfrau“ hineingewachsen –, kümmerte sich um Haus und Garten; täglich kochte sie für uns alle ein ordentliches Mittagessen, auch so, dass für den Hund (ab 1949) immer noch ein Rest übrigblieb, der mit Milch oder Wasser gestreckt wurde. Anfangs wurden unsere langen Strümpfe aus unangenehm kratziger Schafwolle selber gestrickt, anschließend mit den grünen Hülsen der Wallnüsse braun gefärbt. Alle Löcher und Laufmaschen wurden immer wieder gestopft, auch die anderen Sachen wurden mehrfach geflickt. Diese äußerst sparsame Lebensweise bestand nicht nur, wie man heute irrig denken könnte, während der sogenannten „schlechten Jahre“ direkt nach dem Krieg, sondern dauerte für die Eltern und meinen jüngsten Bruder mindestens bis zum Tode meines Vaters 1973. Am Anfang wurde jede Ressource rund um unser Grundstück genutzt: Frisches Gras von den Wegrändern für die Kaninchen, – die Ziegen mussten sich von März bis Oktober selber was suchen; zum Heumachen für den Winter wurde jeder Wiesenfleck genutzt, trockenes Laub aus dem Wald diente als Streu für

die Ziegen und das Schwein, Stoppel-Ähren wurden ungedroschen den Hühnern und Gänsen vorgeworfen.

Auch in den schlechten Jahren 1946/47 bis 1950/51 hat unsere Mutter etwa alle 14 Tage einen Hefe-/Blechkuchen gebacken, anfangs bei einem Bauern im Backofen; ab den 50er Jahren wurde wöchentlich(!) ein Blechkuchen (Johannis- oder Brombeeren, Äpfel, Birnen, Pflaumen; Quark und Zucker) gebacken. Um die Faschingszeit, die in unserer Familie aber nichts Besonderes war, hat die Mutter in Schweineschmalz (und Palmin aus dem Westen) zwei Sorten Pfannkuchen gebacken, gefüllt mit Pflaumenmus; die eine Sorte wurde in Zuckerguss getaucht, die andere Sorte in Zucker gewälzt; die erste Sorte hielt sich wochenlang frisch.

Kartoffel- und Gemüsesuppen wurden ohne Fleisch und Wurst, höchstens mit Räucherrippchen gekocht, freilich immer mit etwas gebratenem Speck und Zwiebeln angemacht; der Erinnerung nach waren die so zubereiteten Weißkohl-, Wirsingkohl-, Bohnen-, Erbsen- und Möhrensuppen einfach köstlich, besonders auch die Kartoffelsuppen. Als geborene „Preußen“ aßen wir nicht, wie die „Thüringer“, aus geriebenen rohen Kartoffeln geformte, große „grüne“ Klöße, sondern bevorzugt Kartoffeln in jeder anderen, nur möglichen Gestalt. Häufig gab es Pellkartoffeln, unser Vater aß sie aus Gründen der Sparsamkeit nur mit Salz; oft nahm er sich aus dem Topf auf dem Herd ein oder zwei gedämpfte Kartoffeln heraus, die eigentlich für unser Schwein gedacht waren. Seitdem wir selber Vieh hatten (im Landhaus seit 1949), gab es hin und wieder zum Sonntag eine Hühnersuppe, wofür einige von den fetten Wyandotten- oder Rodeländer-Hühnern gehalten wurden, auch wenn diese nicht so fleißig Eier legten wie andere Hühner. Etwas häufiger war Kaninchenbraten, und in der Adventszeit, zu Weihnachten und zu Neujahr natürlich Gänse- oder Entenbraten, nach alter Gewohnheit zum Heiligen Abend „Gänselein“-Suppe (Flügel, Hals, Kopf, Innereien gekocht), an den folgenden Feiertagen immer mit Salzkartoffeln und Grünkohl; Flugenten hatten wir erst in Thüringen kennen- und schätzen gelernt. Ansonsten wurde alles mögliche Andere verwertet: Holunderbeeren für Suppen und für Saft, Blut von Gänsen und Enten (mit Majoran gebraten !), gestoppelter Mohn für Mohnkuchen, Kamille vom Wegrand für Tee; aus der blau blühenden Pflanze „Wegwarte“ wurde ein Tee gekocht, wenn die Ziegen Durchfall hatten

Mehrere Versuche, aus unserem Ziegenmilch-Rahm etwas Butter herzustellen, waren nicht sehr erfolgreich, zumal wir auch keine Zentrifuge besaßen. Erstaunlich ist das erinnerte Faktum: Bis zum 3. oder 4. Schuljahr erhielt ich jeden Morgen früh im Bett, ebenso wie mein Bruder, vor dem Gang zur Schule, eine Nuckelflasche(!) mit warmer Milch; ich habe mich nicht dafür interessiert, von welchem Bauern die Kuhmilch geholt worden war. Später, im Landhaus, gab es morgens immer eine „Kliebensuppe“ (Mehlsuppe) aus der Milch unserer beiden Ziegen. Von meinem 12. bis zu meinem 24. Lebensjahr habe ich fast nur Ziegenmilch kennengelernt, aber später sogar herausgeschmeckt, wenn der Kuchen meiner Mutter mit solcher Milch zubereitet worden war.

Schon Anfang März konnten wir die ersten Rapunzeln ausstechen, die in der lockeren Erde auf den Wiesenböschungen des Südhanges wuchsen, wo die Sonnenstrahlen den Boden zuerst erwärmt hatten, etwas später auch auf den Luzernefeldern. Von den Johannisbeeren wurde nur der kleinste Teil zu Marmelade verkocht oder zu Wein vergoren, der größere Teil, – die Eltern sprachen manchmal von einigen Zentnern –, wurde nach Jena geschafft und bei Kunden oder einfach auf der Straße verkauft. Das Pflücken der Beeren war unser aller Aufgabe, der Verkauf war dagegen die Aufgabe unseres Vaters, ich hatte damit nichts zu tun. Doch einmal (um 1954) sollte ich mit dem Fahrrad eine ziemliche Menge Johannisbeeren, die auf dem Gepäckträger verstaut waren, nach Jena zu einer Kundin bringen. Der Waldweg vom „Landhaus“ hinunter ins Mühlthal war nicht nur steil, sondern durch Wurzeln und Steine stellenweise halsbrecherisch; jedenfalls stürzte ich, weil mir ein Ast in die Speichen

gesprungen war, und zwar so sehr, dass meine Beeren weit verstreut wurden und ich nur einen Teil wieder einsammeln konnte, folglich weniger verkaufen und entsprechend weniger Geld nach Hause bringen konnte, – der Verkaufserlös war nämlich zuvor mit 30 Mark veranschlagt worden. Körbeweise wurden auch Erdbeeren geerntet und gern hätten wir Kinder mehr davon gegessen, doch immer stand der Verkauf im Vordergrund. Durch eine solch sparsame und disziplinierte Lebensweise hatte unsere Familie ein ausreichendes bis gutes Auskommen und gelangte seit den 60er Jahren zu einem für bäuerliche Umsiedler in Ostdeutschland bescheidenen Wohlstand, sodass meine Mutter, nachdem sie 1973 verwitwet war, von den Ersparnissen aus Jahrzehnten das „Landhaus“ aus Volkseigentum von der Gemeinde käuflich erwerben konnte (13.000 DDR-Mark; wie damals vorgeschrieben, ohne das Grundstück).

Eine andere, aber vergleichbar große, vielleicht sogar noch größere Last und Verantwortung für die Familie lastete auf unserem Vater. Der frühere erfolgreiche Besuch einer Landwirtschaftsschule in Landsberg an der Warthe nutzte ihm als landlosen Heimatvertriebenen hier in der Fremde nichts. Deshalb hatte er sich einige Zeit mit dem Gedanken getragen, einen Neubauernhof irgendwo in Brandenburg oder Mecklenburg zu erwerben; zum Glück für unsere Familie ist daraus nichts geworden. Doch im Zusammenhang damit und mit der Existenzangst dieser Anfangszeit stand sein Eintritt in die SED (wohl 1946/47). Wie unsere Mutter später mehrfach wiederholte, sei dieser verfehlte Schritt auf die Empfehlung des Bürgermeisters Walter Scheiding erfolgt, der gesagt hätte: „Gerhard, ohne Eintritt in die Partei wirst du niemals einen Neubauernhof erhalten!“ Aus der Sicht der Partei blieb unser Vater Mitglied bis zu seinem Tode 1973, obwohl er seit über 20 Jahren keine Mitgliedsbeiträge bezahlt und an keiner Parteiversammlung teilgenommen hatte. Als die Beerdigung 1973 in Lützeroda anstand, schickte die SED-Kreisleitung Jena einen Kranz, den unsere Mutter zurückwies; sie hatte das Mitgliedsbuch unseres Vaters schon vor Jahren verbrannt. Die Bürgermeisterfamilie Scheiding hatte zwei Söhne, mit denen ich in die Schule ging: Rainer (* 1941) und Manfred (* um 1944).

Der Bruder meines Vaters, mein Onkel Erwin Spehr (1911-1989), war nach seiner russischen Kriegsgefangenschaft 1947 auf eigenen Wunsch in die westfälische Heimat seines Kriegskameraden entlassen worden; dort hatte er als Hilfsarbeiter in einer Metallwarenfabrik einen schweren Anfang und später ein nicht gerade leichtes Leben zu bestehen. Davon wussten meine Eltern und waren auch durch andere Verwandte gut darüber informiert, wie das Leben der Flüchtlinge und Umsiedler im Westen ablief und wo die Unterschiede zur Ostzone lagen. Wenn auch nicht die speziellen Landwirtskenntnisse, so waren für meinen Vater doch all jene kleinen Fähigkeiten, die er in der Heimat vermutlich von seinem Vater gelernt hatte, von Nutzen, auch seine handwerkliche Geschicklichkeit: Das Oberleder unserer Schuhe nähte er selber mit Ahle/Pfriem, Nadel und Schusterzwirn; neue Schuhsohlen und Absätze schnitt er selber zurecht und nagelte sie auf, wozu er sich als erstes einen schweren eisernen Dreibock besorgt hatte.

Bis zu meinem 14/15. Lebensjahr schnitt mir der Vater die Haare, was oft eine Qual war, weil die Handmaschine stumpf war und ziepte; der Vater zeigte mir vor der Konfirmation, wie ich einen Schlips binden muss und wie man sich rasiert. Dann etwas ganz anderes: Mit seinem scharfen Taschenmesser beschnitt (kastrierte) er jahrelang die Schweineferkel einiger Bauern, manchmal bis zu 30 Tiere an einem Abend; irgendwann in den 50er Jahren wurde von ihm verlangt, dass die entstandene Wunde mit Alkohol desinfiziert werden sollte, was er zu Hause erzählte. Doch damit nicht genug: Er flocht zu Hause auch Körbe aus Weidenruten, oftmals sogar im Wohnzimmer, – einhenkelige „Purzelkörbe“ zum Kartoffel- und Steine sammeln (lesen), auch hohe, zweihenkelige Körbe für Runkel- und Kohlrüben, Feuerholz usw. Diese Körbe, – natürlich immer nur etwa 5 bis 10 Stück –, wurden an Bauern verkauft. Anfangs hatte der Vater geschimpft, dass es im Umfeld von Lützeroda-Cospeda-Closewitz-Krippendorf keine oder zu wenige, echte Korbweiden gab, wie auf den Warthewiesen in

unserer Heimat; während der Kriegsjahre waren auf den ehemals kultivierten Kropfweiden aus astlosen Ruten dicke, verzweigte Äste geworden, die dadurch zur Korbherstellung ungeeignet geworden waren. Dafür gab es hier im Raum zwischen Lützeroda, Cospeda und Closewitz nun genügend Haselnuss- und Hartriegelstöcke für das Korb-Gerüst (Gerippe), auch erwiesen sich die Ruten des „Wolligen Schneeballs“ und vor allem die endlos langen Lianenranken der „Waldreben“ aus dem „Urselsgraben“ als durchaus brauchbarer Ersatz. Durch das Zugucken beim Korbflechten habe ich damals zumindest soviel gelernt, dass ich später meinen eigenen Kindern „Purzelkörbe“ für ihre hölzernen Bauklötzer flechten konnte, die meine Enkel noch heute verwenden. Unser Vater war außerordentlich friedfertig, nur hin und wieder, bei den vielen Schwierigkeiten und Ärgernissen der Nachkriegszeit verständlich, konnte er auch sehr jähzornig werden. Er hat zwar die Zeitung gelesen, wenn auch nicht mit allzu großem Interesse, doch in ein richtiges Buch hat er vermutlich zeitlebens nicht geschaut. Er schrieb nur die spitze deutsche Schrift („Sütterlin“), während meine Mutter beide Schriftarten beherrschte. Sie unterschrieb oft, auch Dokumente, der Einfachheit halber anstelle des Vaters mit „Gerhard Spehr“. Sofern meine Mutter an ein Buch kam, nicht nur die Bibel und das Gesangbuch, konnte sie mit Interesse viele Seiten lesen. Manchmal, wenn der Vater aus Jena zurückkam, wo er Beeren, Zwetschen oder Eier verkauft hatte, sagte er zu unserer Mutter: „Heute habe ich mir mal eine Wurst geleistet.“ Gemeint war eine Pferdewurst, sie kostete damals weniger als eine normale Bockwurst, nämlich 50 Pfennig, weshalb er das überhaupt erzählt hatte. Er hat niemals im Leben geraucht, wie etwa sein Vater Max (mein Großvater), ebenso wenig hat er je Bier getrunken. Allerdings, Obstwein wurde bei uns zu Hause gemacht. Seit den 50er Jahren wurde zur Weinherstellung jährlich ein Ballon mit Hagebutten und ein Ballon mit Johannisbeeren zur Gärung angesetzt. Die Glasgefäße standen wochenlang in der warmen Küche auf dem Tisch und beim Essen konnten wir in aller Ruhe zugucken, wie die Gasbläschen aufstiegen, am Anfang schneller, später langsamer. Diese Obstweine wurden dann bei den Familienfesten aufgetischt, wobei manchmal bis zu 20 Gäste eng bei eng in der Wohnstube beisammen saßen. Besonders seitdem mein Vater tot ist, muss ich immer wieder daran denken, wie der kranke Mann schnaufend neben mir herlief, um mich am Gepäckträger zu halten, als ich 1953 das Fahrradfahren auf unserem begrastem Feldweg lernte; er war damals 46, ich 15 Jahre alt. Ich habe dankbar angenommen und denke mit Wehmut, heute mit Verwunderung (auch wegen meiner Scheu mit immerhin 18 Jahren!) daran, dass mein Vater im Herbst 1957 allein nach Jena zu Professor Neumann ging, um sich nach meinen Chancen für ein Archäologiestudium zu erkundigen. Das zeugt für ihn als einfachen Mann von einigem Selbstbewusstsein und Mut! Heimgekommen erzählte er nämlich, wie freundlich er beim Professor(!) aufgenommen worden sei. Und ein Jahr später sagte Neumann zu mir als seinem Studenten: „Spehr, Ihr Vater ist ein aufrechter Mann!“

Doch noch einmal zurück in meine Grundschuljahre: Am 1. Oktober 1945 wurde ich in die einklassige Grundschule in Cospeda eingeschult.

Meine Mutter hatte angegeben, in der Heimat hätte ich schon die erste Klasse besucht. Sie hatte aber nicht bedacht, dass dieser Schulbesuch nur zwei oder drei Monate gewährt (Ende 1944) und dass inzwischen das Trauma der Vertreibung gelegen hatte. Jedenfalls kam ich gleich in die zweite Klasse und schon nach zwei oder drei Tagen stellte Lehrer Werner Thieme (* um 1920/22, von 1945 bis vermutlich um 1985 Lehrer in Cospeda) fest, dass ich weder von einem A oder einem B etwas wusste, noch 2 und 2 rechnen konnte. So wurde ich „zurückversetzt“ in Klasse eins. Anfangs bewältigte W. Thieme den gesamten Schulbetrieb in der Einklassenschule allein: Vormittags die Klassen 1 bis 4 gemeinsam im Zimmer, nachmittags die Klassen 5 bis 8 teils gemeinsam, teils 5 + 6 und 7 + 8, nur Singen war gemeinsam. Später wurde der vorgeschriebene Unterrichtsstoff aufgeteilt: Bis Weihnachten oder bis Januar erhielten die Klassen 5 und 6 gemeinsam den Lernstoff für Klasse 5, dann erhielten die gleichen Klassen zusammen von Januar bis zum Sommer den Stoff für die

6. Klasse; im folgenden Schuljahr wiederholte sich dieser Rhythmus, sodass wir bis zum Ende der Schulzeit (8. Klasse) den gleichen Stoff jeweils zweimal geboten bekamen.



★ *Oben links: Schulhaus im April 1939.*

★ *Oben rechts: ehemaliges Schulhaus (März 2021), zu DDR-Zeiten Konsum-Verkaufsstelle; heute Friseurgeschäft.*

★ *Bild links: Die 5.- 8. Klasse der Grundschule Cospeda vor der „Linde“ 1948 mit dem Klassenlehrer Werner Thieme.*

Der humanistisch gebildete (Neu-?)Lehrer Thieme verstand vom Fach Chemie quasi nichts und hatte diesbezüglich auch offensichtlich keine Lust dazu: Deshalb erzählte er uns in diesen Stunden, oftmals erst abends, von seinen Erlebnissen als junger Soldat in den Karpaten und wir hörten ihm aufmerksam und ganz interessiert zu. In den Klassen 3 und 4 (1947-1949) unterrichtete uns Fräulein Helene Rohmann (Lehrerin in Cospeda 1947-1952), von Klasse 5 an ausschließlich Werner Thieme.

In den Anfangsjahren war ich besonders im Fach „Deutsch“ sehr schwach: Ich erinnere mich an „peinliche“ empfundene Sitzungen im Schankraum der Lützerodaer Schenke, wo mir der nur zwei Jahre ältere Ulli Stiebritz Nachhilfe beim Lesen und Schreiben gab; ich weiß nicht, ob er das aus Freundschaft tat oder ob er dazu von der Schule oder von seiner Mutter aufgefordert worden war. In den ersten vier Jahren schrieben wir auf einer „Schiefertafel“: Anfangs bestand diese allerdings nur aus einer schwarz gefärbten, harten Pappe mit einem Holzrahmen. Auf der Tafel waren feine, rote Linien eingepreßt; die eine Seite wurde in der Rechenstunde gebraucht und trug Kästchen für die Zahlen, die andere Seite war mit Linien bedeckt, jeweils doppelt für die kleinen und die großen Buchstaben. Erst in der 4. (oder 5.?) Klasse, kurz bevor auf hellgrüne Schulhefte DIN A5 umgestellt wurde, erhielt ich eine Schreiftafel aus richtigem schwarzen Schiefer, die ich noch heute besitze, nur fehlen längst die beiden Bindfäden mit den Stofflappen für das Feucht-Abwischen (einen echten Schwamm habe ich nicht besessen) und dem Lappen zum Trockenreiben. Jeder besaß einen hölzernen Schieferkasten mit Schiebedeckel, anfangs zur Aufbewahrung und zum Transport für die mit buntem Papier umwickelten, trotzdem aber leicht zerbrechlichen Schieferstifte, später und bis zur 8. Klasse für den Federhalter, die Ersatz-Federn, den Bleistift und für den Radiergummi.

Volksschule Cospeda in Cospeda

Z e u g n i s

für die Zeit vom 1. Oktober 45 bis 1. April 1946

für

Rimond Nyab
geboren am 18.9.1938 in Laffano

Klasse I.....

- I. Betragen: 1
- Fleiss: 2
- Beteiligung am Unterricht: 3
- Schulversäumnisse: 42 St.
- Bemerkungen:

II. Leistungen:

- | | |
|---|-------------------------------------|
| 1.) Gesamtunterricht der Anfängerklassen: 2 | 6.) Gegenwartskunde: - |
| 2.) Deutsch: | 7.) Naturkunde: - |
| a) Lesen: 2 | 8.) Zeichnen: 2 |
| b) Sprachlehre: - | 9.) Singen, Musik: 2 |
| c) Rechtschreibung: - | 10.) Turnen: - |
| d) Schreiben: 2 | 11.) Nadelarbeit: - |
| e) Aufsatz: - | 12.) Hauswirtschaftl. Unterricht: - |
| 3.) Rechnen: 2 | 13.) Werkunterricht: - |
| 4.) Raumlehre: - | |
| 5.) Sprachen: | |
| a) Englisch: - | |
| b) Russisch: - | |
| c) | |

(Zensurengrade: 1 = sehr gut, 2 = gut, 3 = genügend, 4 = mangelhaft, 5 = ungenügend)

....., den 7. IV 1946

Der Schulleiter: *M. G. G. G.* Der Klassenlehrer: *M. G. G. G.*

Gesehen: *Litzner*....., den 9. IV 1946

..... *Graf*.....

(Unterschrift d. Erziehungsberechtigten)

Mein erstes Schulzeugnis von der Volksschule Cospeda in Cospeda.

Alle diese Utensilien sind später leider abhanden gekommen, ich hätte sie heute gern noch als Erinnerungsstücke. Die Schieferstifte mussten von den Eltern zu Hause angespitzt werden, denn nur die wenigsten von uns besaßen in den ersten Jahren ein Taschenmesser. Die Aussparung für ein Tintenfass auf der hochklappbaren Schreibplatte der Schulbank blieb in den ersten Schuljahren leer, später, ab der 4. oder erst 5. Klasse (?), war das kleine gläserne Fass mit blauer Tinte unerlässlich. In der 7. oder 8. Klasse schnitzte ich mit meinem Taschenmesser einen schönen Pferdekopf in die Schreibfläche meiner Schulbank, und das während einer Unterrichtsstunde!

Lebendig im Gedächtnis haften geblieben ist aus der Cospedaer Schulzeit das tödliche Unglück eines drei bis vier Jahre jüngeren Mitschülers (um 1950/51): Er hatte mit einigen anderen am oberen Wiesenrand im Rosental gespielt; dort lagen am Waldrand mehrere, auf ein Meter Länge gesägte Walzenstücke einer dicken Rotbuche; irgendwie, – ich war nicht dabei –, ist eine Stamm langsam ins Rollen gekommen; vor Schreck und aus Angst vor Strafe ist der acht- oder neunjährige Junge vor die Walze gesprungen und hat sich dagegengestemmt, um sie aufzuhalten. Vergeblich: Der zentnerschwere Stamm ist über ihn hinweggerollt, er hat keinen Ton mehr von sich geben können – so haben es seine verstörten Spielgenossen hinterher erzählt. Es war das einzige Kind einer Flüchtlingsfamilie, die Trauer der Eltern war unbeschreiblich; sie bewohnten (allein?) ein winziges Haus auf der Ortsstraße gegenüber der Einmündung des Rosentales und des Hofes von Bräutigam. Am folgenden Tag lief ich mit anderen zur Unglücksstelle, wo wir voller Entsetzen die Delle sahen, welche die Schädelkalotte des Jungen in die Wiese gedrückt hatte. An der Beerdigung in Cospeda nahmen wir alle teil.

Von der zweiten bis zur achten Klasse in der Grundschule Cospeda und von der 9. bis zur 12. Klasse in der Oberschule in Jena saß ich neben Jochen Leidolph, meinem besten Jugendfreund; wir hielten fest zusammen, bis uns langsam mit etwa 17/18 Jahren die Ausbildung unterschiedlicher Interessen, – er neigte mehr hin zu praktischen Dingen, mich interessierten zunehmend historisch-geographische Fragen –, dann unsere ganz unterschiedlichen Studienrichtungen, auch unsere Familiengründungen und endlich auch unser beider Wegzug aus der thüringischen Heimat trennten. Zuletzt waren wir intensiver zusammen bei einer gemeinsamen Fahrradtour 1956 nach Dresden und ins Elbsandsteingebirge, mit Rast in Jugendherbergen in Chemnitz und Dresden, und mehreren Übernachtungen im Stroh einer Scheune in Ostrau bei Bad Schandau. Das Fahrradfahren durch die vielen Quertäler des Erzgebirgsvorlandes, teils bei heißer Sonne, teils bei Regen, habe ich in schlechter Erinnerung, mehrfach am Tage mussten wir absteigen und schieben; unsere Fahrräder hatten natürlich keine Gangschaltung. Auf der Rückfahrt kamen wir im Raum um Gera in ein schweres Gewitter, sodass wir uns entschlossen, vom Hermsdorfer Kreuz aus frech die Autobahn bis Jena-Lobeda zu benutzen. Nach 1962 haben wir uns nur noch selten in Cospeda getroffen (um 1975), wo er mir den Ausbau seines Gartenhauses im Rosental zeigte, auch stolz auf den Besitz seines geliebten Trabant (Trabi) verwies, dem er einen Spitznamen gegeben hatte; ich selber hatte damals schon jedes Interesse am Erwerb eines Führerscheins und eines Autos verloren.

In den 70er Jahren habe ich ihn in Osdorf bei Berlin besucht, wo er nach seinem Landwirtschaftsstudium in Jena als Diplomlandwirt und einer anschließenden Beschäftigung auf einem volkseigenes Gut in Altenberga bei Kahla seit den 70er Jahren ein großes Gut leitete und mit seiner Frau Helga (Heimatvertriebene aus Vierzehnheiligen; sie war nach einer Kinderlähmung ziemlich gehbehindert) und seinem Sohn Peter (* 1968) in einer bescheidenen Wohnung lebte. Ich habe mir leider darüber viel zu lange keine Gedanken gemacht, dass dieser einmalige Besuch einfach zu wenig war; natürlich konnte ich auch nicht ahnen, dass schon Anfang der 90er Jahre(?) das Leben meines Jugendfreundes auf tragische Weise zu Ende gehen würde. Zu seiner Hochzeit in der Kirche von Cospeda (20. 12. 1963) hatte ich den

Blasebalg für die Orgel getreten und erinnere mich dabei an meinen Ärger, weil die meiste Luft seitlich aus dem löcherigen, von Fledermäusen zerfressenden Balg entwich.

Leidolph's besaßen in Cospeda eine kleine Landwirtschaft, die sie im Nebenerwerb betrieben; ihren Leiterwagen mussten sie auf's Feld mit zwei Kühen ziehen lassen, die auch dem Pflug und der Egge vorgespannt wurden. Der Vater Karl Leidolph war als Handwerker (Schlosser?) in einem Jenaer Betrieb beschäftigt. Das kleine Gehöft mit seinem engen Hof lag neben dem oberen Teich, der Anfang der 50er Jahre mit einer Betonmauer versehen und so zu einem richtigen Feuerlöschteich ausgebaut worden war. Bei Leidolph's war ich oft; gleich hinter dem Hoftor musste man an einem wütenden Kettenhund vorbei; es war sehr gemütlich bei der freundliche Familie und in der dunklen Stube und Küche mit ihren niedrigen Decken, mit Blick auf die Dorfstrasse. Es wurde dort nie erwähnt, dass jener Eduard Leidolph, der die mehrfach aufgelegte Geschichte der französisch-preußischen Schlacht bei Jena verfasst hatte (2. Auflage Jena 1901, 3. Auflage 1926), zu den Vorfahren der Familie gehörte; auch von einer Vermutung, wonach jener Ludolf von Cospeda, der 1259 im Besitz eines dortigen oder Jenaer Weinberges erwähnt wird, zu den Urahnen der Familie gehört haben könnte, war bei den Leidolph's nicht bekannt.

Zu Jochens Hochzeit (1963) saßen wir beim Kuchen zusammen, auch Pfarrer Lehmann war gekommen. Ich hatte gerade mein Studium der Archäologie, im Nebenfach Kunstgeschichte, abgeschlossen. Zwischendurch sprach mein Freund, oder sein jüngerer Bruder Wolfgang, von einer alten Holzfigur, die sich auf dem Dachboden in einer Kiste befände. Ich wurde hellwach und wir stiegen alle hoch auf den Boden: Aus der Kiste wurde eine aus Lindenholz geschnitzte und prächtig bemalte Marienfigur geholt. Der Wert des spätgotischen Kunstwerkes aus der Saalfelder oder Eisenacher Werkstatt war offensichtlich, doch bevor ich den Wunsch meinem Freunde vortragen konnte, mir die Figur zu schenken, äußerte Pfarrer Lehmann den gleichen Wunsch und zog mit dem Schatz dann heim ins Pfarrhaus. Später erzählte er mir, dass die Zugehörigkeit dieser Marienfigur zu einem bestimmten Flügelaltar (Neuengönna?) geklärt werden konnte; ich aber war froh, dass ich von den mutmaßlichen „Spätfolgen“ der Geschichte verschont geblieben war.

Jochens Mutter Else Leidolph war eine liebevolle Bauersfrau, die besonders guten Pflaumenkuchen backen konnte; der Vater war ein ziemlich belesener, wissenseifriger Mann, sehr forsch, tüchtig, auch sehr streng. Jochen musste, im Gegensatz zu mir, oft auf dem Felde mithelfen.

Doch jeden Sonntag, und zu Ferienzeiten ohnehin fast täglich, zogen wir in größtmöglicher, heutigentags unvorstellbarer Freiheit durch Feld und Wald. Wir waren beide Außenseiter, in gewissem Sinne sogar Einzelgänger, wissbegierig, sehr nachdenklich, etwas introvertiert und leicht melancholisch, mehr still als laut: Uns interessierten die einfachen Binsen mit ihrem typischen Grün in den Tümpeln des weitläufigen Exerzierplatzes, auf dem seit 1945 die Russenpanzer Tag und Nacht ihre Übungsrunden drehten; im Wasser der von ihren Ketten/Raupen längere Zeit nicht mehr berührten und zerwühlten Mulden hatten sich Molche oder Salamander heimisch gemacht, freilich auch Frösche; letztere waren für uns aber nichts Besonderes, denn von ihnen gab es viele auch in den beiden Dorfteichen von Lützeroda. Dort mussten Jenaer Aquarienfreunde sonntags nicht lange fischen, um ihre Köcher und Gläser mit Wasserflöhen zu füllen. Wir Kinder hatten, ebenso wie die Erwachsenen, für eine solch „unsinnige“ Tätigkeit, hinter dem ein merkwürdig unnützes Hobby stand, kaum Verständnis! Aus den „Ziskauer“ Sumpfwiesen trugen wir einmal eine große Ringelnatter nach Hause (warum?), und zwar in einem Sack, denn sie wollte beißen.

Kreuzottern auf den heißen Steinen unterhalb unseres „Landhauses“ und auf den angrenzenden, besonnten Steinrippen ärgerten wir mit einem Stock, doch wir wussten, dass dabei Abstand zu halten war. Nicht verständlich ist mir heute, warum wir jedes Wespennest unbedingt zerstören wollten, obwohl (oder gerade weil?) wir dabei immer tüchtig gestochen wurden; demgegenüber konnten wir dem Gewimmel und fleißigen Treiben in den Haufen der

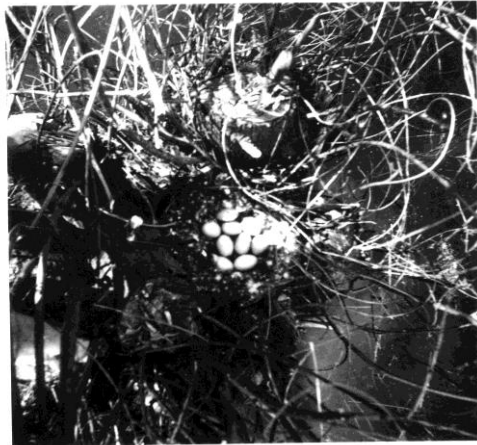
„Großen Waldameise“ (oder stammten die Haufen in den Wiesen von der „Schwarzbraunen Wegameise?) am oberen Südhang des „Ziskauer Tales“ ganz unaufgeregt, ruhig und interessiert zusehen, wir regten uns nur etwas auf, wenn Rebhühner die Ameisenhaufen auf der Suche nach Eiern und Larven auseinander gescharrt hatten. Fehlgeschlagen ist ein Versuch, Rebhühner zu fangen, für die wir Weizenkörner ausgelegt haben, die wir zuvor tagelang mit Primasprit (Alkohol) getränkt und zum Aufquellen gebracht hatten: Die Vögel haben die Körner zwar gefressen, flogen aber nach dem Aufscheuchen nur etwas unsicherer fort, aber keines der Vögel war wirklich besoffen, stürzte ab und konnte gefangen werden. „Fangen und Greifen“, um zu „Essen und zu Besitzen“ – was war das für eine Welt, in der ich aufwuchs und ziemlich viele Jahre lebte?! Noch mit 16 und 17 Jahren bin ich täglich zu den Nestern von Wildtauben auf den Lindenbäumen an der Mühlthal-Strasse geklettert, um ja nicht zu verpassen, wenn die Jungvögel flügge sind und mitgenommen werden konnten. Ein älterer Bauer aus Lützeroda hatte mir erklärt, dass man die Wildtauben vor dem Flüggewerden anbinden müsse, damit sie weitere zwei Wochen im Nest von den Eltern gefüttert werden konnten; das Anbinden müsse aber eng und vor allem durch die Mitte des Nestes erfolgen, um ein Aufbammeln über den Nestrand zu verhindern. Diese alte Erfahrung erwies sich als sehr sinnvoll; heute wird der Mitteleuropäer darüber entsetzt sein!

Etwas Besonderes war der „Kripp'sche See“ bei Closewitz, ein abflussloser Himmelsteich auf dem „Dornberg“ in 375 m Meereshöhe (früher 996 Fuß) am Rande des zu Krippendorf gehörigen Pfarr-/Bauernwaldes. Der See hatte etwa 90 bis 100 m Durchmesser und war im Durchschnitt, nach meiner Erinnerung, bis zu 1,2 m tief. Im Herbst enthielt er nur noch wenig Wasser, trotzdem reichte im Winter die Eiskecke zum Schlittschuhlaufen rund um die zahlreichen Weidenbäume. Der Teich, heute vermutlich völlig ausgetrocknet, liegt dicht neben jener alten Strasse („Apoldaer Steiger“), auf der die Soldaten Napoleons ihre Kanonen von Jena den Steiger hoch auf die einzelnen Schlachtfelder bei Closewitz, Lützeroda, Vierzehnheiligen und Kapellendorf und an der heiß umkämpften Krippendorfer Windmühle vorbei nach Apolda (Napoleons „Gramont“) gezogen hatten. Auf dem „Dornberg“ befand sich links der Strasse, direkt gegenüber vom See, der anfangs noch gepflegte, später verwilderte Kreis einer Buchsbaumhecke innerhalb einer rechteckigen Wiesenparzelle (Gemarkung Krippendorf), in der ein etwa 30-jähriger Eichenbaum stand. Es hieß ein wenig geheimnisvoll, dies sei eine „Hitlereiche“. Wir Kinder sahen nun in dieser Anlage eine Art „Mysterium“. Aus der Baumkrone konnte man im Süden den Jenzig jenseits des Saaletales und die Leuchtenburg bei Kahla sehen, im Norden die Eckartsburg auf der Finne und ganz fern im Dunst den Kyffhäuser; im Westen lag der Ettersberg bei Weimar. Darüber, dass dieses „Baum-Denkmal“ sofort 1945 hätte beseitigt werden müssen, wenn es zutreffen sollte, dass es zur Ehre Hitlers 1933 gepflanzt worden war, haben wir uns keine Gedanken gemacht, offenbar auch niemand von den Erwachsenen im Dorf.

Mitten im „Kripp'schen See“ standen zahlreiche alte Kropfweiden, auf denen mehrfach Stockenten ihre Nester gebaut hatten. Das war für mich und meinen Freund Jochen ein Phänomen, denn mit Wassergeflügel kamen wir ansonsten auf unserer trockenen Hochebene nicht in Berührung. Unser Interesse gründete in dem Wissen, dass Enten Nestflüchter sind und dass ihre Jungen bis zum flügge werden nicht fliegen können. Wie konnte es deshalb sein, dass diese Enten hier trotzdem oben auf Bäumen nisteten? Wir bedauerten, höchstwahrscheinlich das Wunder zu verpassen, wenn die Kücken, gleich nachdem sie alle geschlüpft waren, von ihrer Mutter gemeinsam vom Baum hinunter ins Wasser geschubst werden und auf dem Teich dann ihrer Mutter schwimmend folgen konnten, ohne dass sie zuvor das Schwimmen gelernt hatten.



*Sommer in Lützeroda. Der Kripp'sche See.
Korbweiden im Wasser.*



*Ein Nest mit neun Eiern einer Stockente auf einer
Korbweide.*



*Sommer 1953/55. Floßbau auf dem „Kripp'schen
See“. Bildmitte Jochen Leidolph, rechts daneben
sein Bruder Wolfgang, links vermutlich ein
Verwandter von Leidolphs.*



*Floßfahrt auf dem „Kripp'schen See“. Links ich (R.
Spehr), daneben ein Verwandter von Leidolphs.*

Ein mit meinem ersten Fotoapparat (1953 „Altissa“) aufgenommenes Bild zeigt neun Eier (hellgrün). In diesem Tümpel, für die Ortsansässigen und für uns war das ein „See“, bauten wir, bis zum Bauch im dunklen Wasser stehend, aus Holzstangen Flöße zusammen und stakten zwischen den Korbweiden hindurch. Ansonsten war Wasser in unserem Schweifgebiet knapp, und zum Baden standen nur die Dorfsteiche zur Verfügung, und diese waren damals dick verschlammt.

Das Baden im oberen Teich von Lützeroda war ohnehin verboten, vielleicht deshalb, weil dort noch Trinkwasser für das Vieh entnommen wurde oder weil dort die großen Holzräder der Leiterwagen zum Aufquellen eingestellt wurden. Aus diesen Gründen, und wegen der stärkeren Traditionsgebundenheit auf dem Dorfe, hat von uns Schulkindern keiner richtig schwimmen gelernt, auch legten unsere Eltern, die selber nicht schwimmen konnten, keinen besonderen Wert darauf, dass wir diese Fähigkeit gelehrt bekamen. So musste ich erst mit 16 Jahren im Jenaer Volksbad bezahlten Schwimmunterricht nehmen, um meine Gesamtzensur in Sport zu verbessern (bis dahin im Teilfach „Schwimmen“ immer: Zensur 5).

Naturgemäß geht vom Element Wasser, besonders für Kinder und Jugendliche eine große Faszination aus: Ich sehe heute noch, nach immerhin sieben Jahrzehnten, das glasklare

Wasser im winzigen Quellteich an der Einmündung der Strasse von Apolda durch Isserstedt in die Fernverkehrsstrasse Nr. 7 vor mir, in dem eigentlich der „Leutrabach“ entspringt; mehrfach stand ich als 12- bis 16-Jähriger eine Weile staunend an diesem Becken, dass dieser Teich selbst im Winter nicht zufror und dass die (Unter-)Wasserpflanzen gerade in dieser Jahreszeit ein besonders intensives Grün entfaltet hatten. Gleich faszinierend war das saubere Wasser, das im Bereich der Wüstung „Ziskau“ entsprang, in einem Bächlein zwischen Sumpfdotterblumen abfloss und sich mit einem etwa 6 m hohen Wasserfall in den „Urselsgraben“ stürzte. Unter und vor diesem kleinen, trotzdem aber deutlich rauschenden Wasserfall stand ich als Heranwachsender oft eine ganze Weile, allein und in Gedanken versunken; mit meinem ersten Fotoapparat machte ich Bilder von diesem bei uns seltenen Phänomen, besonders auch im Winter, wenn das wenige Wasser dort unter einem Eispanzer gurgelte.



Wasserfall am Anfang des Urselsgrabens, um 1953.



★ *Wasserfall während der Schneeschmelze, Februar 2021.*

Fische kamen in den kümmerlichen Gewässern der Dörfer Lützeroda, Cospeda und Closewitz nicht vor und spielten deshalb in unserer Jugendzeit keine Rolle. Die ersten Regenbogenforellen sah ich mit der größten Begeisterung im Gönnabach unterhalb von Nerkewitz (1946 bis 1956). Damals wusste ich noch nicht, dass man sie, mit einigem Geschick und bei günstiger Gestaltung des Bachufers, mit der Hand fangen kann. In Nerkewitz wohnte meine Tante mit meinen anfangs zwei Cousins (zusätzlich seit 1952 einer Cousine und 1955 einem weiteren Cousin). Mehrfach im Jahr besuchten sich unsere Familien gegenseitig, oft waren wir Kinder mal hier, mal dort auch allein. Wir liefen an den „Erlen“ (Wäldchen vor Closewitz) und am „Kripp’schen See“ vorbei durch den Wald nach Altengönna, dann auf der Landstrasse durch Lehesten und weiter in das große Kirchdorf Nerkewitz. Die Tante wohnte dort bis um 1970 in einem kleinen, uralten Haus mit Lehm-Weller-Wänden; es war das „Altenteil“ auf dem Hof der Bauernfamilie Eckert gewesen. Eine Wasserleitung gab es in diesem Hause nicht, aber auch keine Pumpe auf dem Hof. Das Wasser wurde mit dem Eimer aus einer rechteckigen, immer voll stehenden Brunnengrotte geschöpft, die nur einen Schritt neben dem Ufer eines Baches unterhalb des Hauses lag und mit einer mächtigen Steinplatte überdacht war; diese merkwürdige Schöpfstelle war bestimmt mehrere Jahrhunderte alt und dürfte, falls sie noch existieren sollte, gewiss längst unter Denkmalschutz stehen. Als ich dort einmal für meine Tante einen Eimer Wasser holen musste, hatte ich beim Schöpfen auch einen Frosch erwischt. Meine Tante sagte hinterher nur: „Das macht doch nichts, Du hast ihn doch rausgeschwabst!“

Wenn ich mit meinem Bruder spät abends, – manchmal war es stockfinster, manchmal leuchteten ein klarer Sternenhimmel oder der Mond –, nach Lützeroda zurücklief, zunächst

auf der breiten Landstrasse, was kein Problem war, wurde die Spursuche auf dem schmalen Fußweg, der längst kein normaler Fahrweg mehr war, durch den „Altengönnna-Krippendorfer Wald“ doch zu einem Problem: Wald und Weg waren rabenschwarz, wir konnten nur auf unserem Pfade bleiben durch ständiges Blicken nach oben, wo lediglich über unserer Wegschneise der hellere Nachthimmel zu sehen war, daneben unter den Bäumen aber nicht; auch raschelten Laub und Gebüsch, sobald wir vom Wege ein paar Schritte abkamen. Für solche „Gänge“, entweder zur Schule nach Cospeda, zum Bäcker nach Isserstedt, zum Einkaufen, später zum Arzt oder zum Friseur nach Jena, – mit 14/15 Jahren war auch ich eitel geworden und wollte mich vom Vater nicht mehr scheren lassen –, zu den Verwandten nach Nerkewitz und später nach Porstendorf, zum Freund nach Cospeda oder auch nur zu anderen Freunden bei uns im Dorf (z. B. Rainer Scheiding oder Günther Kunze, den Enkel des Bauern Dittmar, * 1941), kann man die heutigentags so viel bemühten Verben „wandern“ oder „spazieren“ nicht verwenden: Die Eltern und wir Kinder sind einfach von A nach B „gegangen“ oder „gelaufen“, wie sollte man anders dort hinkommen! Das war eine Notwendigkeit, die nicht weiter diskutiert wurde, auch wenn sie bei Regen, Schneetreiben und auf Schlammwegen gewiss keinen Spaß machte; festes Schuhwerk und regendichte Jacken hatten wir natürlich nicht. Erst viel später wird dem sich hier Erinnernden das Glück dieser Stunden während einer solchen Art von Fortbewegung bewusst: Waren solche Stunden nicht auch stille Gespräche, manchmal auch eine verwünschende Auseinandersetzung mit den „Elementen“, manchmal eine freundliche Verbrüderung mit ihnen, mit der „Umwelt“, wie man heute sagt!

Weiter als nach Nerkewitz (5 km) war es nach Eckolstädt (über Nerkewitz, Stiebritz, Zimmern und Wilsdorf, zusammen 11 km), wohin es meine andere Tante mit ihren Kindern, meinen beiden Cousinen und meinem Cousin, verschlagen hatte. Deshalb waren wir dort bis zu ihrer Flucht nach Westdeutschland (1956) nur selten, und fuhren manchmal die halbe Strecke bis Dorndorf mit dem Zug. Am weitesten weg wohnte eine andere, aber entfernter verwandte Familie, nämlich anfangs in Crauschwitz bei Camburg, ab etwa 1950 in einer Mühle bei Nausnitz im Geiseltal bei Bürgel: In Erinnerung behalten habe ich einige lange Märsche auf den Schwellen zwischen Schienen auf einem Eisenbahndamm, entweder jenem von Camburg nach Crauschwitz oder dem von Porstendorf (Jena-Saalbahnhof) nach Nausnitz (Bürgel). Andere Leute aus der Heimat wohnten in einem kleinen Bahnwärterhaus an der Strecke Jena/West-Großschwabhausen, direkt über der Gaststätte „Carl-August“; der Aufstieg dorthin über einen schmalen Fußweg war abenteuerlich.

Der ehemaliger Besitzer des Lützerodaer „Landhauses“ (aus Weimar) hatte das Berggrundstück im „Ziskauer Tal“ von den Bauern erworben und das Haus bauen lassen, weil er im Waldrevier zwischen Lützeroda-Isserstedt-Großschwabhausen die Jagdberechtigung in Pacht erworben hatte. Als wir 1949 dort einzogen, erwarben wir Hausmobiliar und Gartengeräte (für inzwischen gesparte 600 Mark) dieses uns unbekanntes, 1945 nach dem Westen geflüchteten Beamten; dazu kamen auch die Sachen des Verwalters und Vormieters „Schmidt“ (aus Essen im Ruhrgebiet). Unter all diesen Dingen befand sich auch einiges andere, z. B. ein Jagdhorn aus Messing und einige Bücher, darunter eines zur Bestimmung von Vögeln und eines für „Beeren-Pilze-Wildgemüse“. Das entsprach nun ziemlich gut meinen Interessen! In meiner Kinder- und Jugendzeit war ich nämlich stets von Vögeln umgeben, was durchaus merkwürdig klingen mag: Es fing an mit den zahlreichen Rauch- und Mehlschwalben im Dorfe, die von allen geliebt wurden, – wie bei uns zu Hause an der Warthe die Störche –, und denen keiner etwas antat. Auf der Dorfstrasse fanden diese Vögel damals reichlich Lehmschlamm für ihren Nestbau in den Ställen und an den Hauswänden, dazu gab es Fliegen und Mücken in Massen. Alle freuten sich daran, wenn die Schwalben im September reihenweise auf den Strom- und Telefonleitungen saßen: Vermutlich hat jeder gehaut, auch wir Kinder, dass diese Schwalben bald Weltgegenden sehen werden, in die wir zeitlebens nie kommen würden. Ich habe kein einziges Mal erlebt, dass einer von uns mit der

Steinschleuder auf eine Schwalbe geschossen hätte. In den Kuhställen wurden alle Fenster für das Rein- und Rausfliegen der Schwalben bewusst offen gelassen und keinen Einwohner störten die Lehmester und der Vogeldreck an den Hauswänden: Man könnte natürlich fragen, ob diese Achtung und Rücksichtnahme allein auf die Schönheit der Schwalben und auf ihre Baukunst und auf die Zuverlässigkeit ihres Kommens und wieder Fortziehens zurückzuführen sind, oder ob nicht teilweise doch ihre „Nützlichkeit“ bei dieser Achtung eine Rolle gespielt haben könnte: Denn diese Schwalben fingen Fliegen, die damals eine große Plage waren!

Im Gegensatz zu den Schwalben waren die vielen Spatzen nach dem Kriege offiziell zu Feinden erklärt worden, gewiss nicht nur in Lützeroda und von unserem Bürgermeister (Walter Scheiding), sondern im ganzen Lande. Es wurde allgemein behauptet, die Haus- und Feldsperlinge fräßen uns ebenso wie die Hamster und die Feldmäuse das Brotgetreide auf den Feldern weg, das wir alle in dieser Notzeit dringend zum Leben benötigten. So wurden wir Kinder dazu animiert und waren vom guten Sinn unserer „Arbeit“ überzeugt, die Hamsterbaue auf den Stoppelfeldern auszugraben, weil dort zentnerweise der „gestohlene“ Weizen gehortet sei (wir fanden aber stets nur etwa zwei Hände voll Körner).

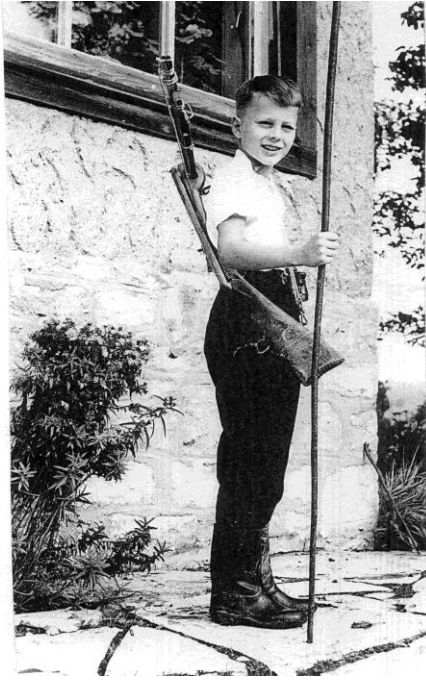
Ebenso wurde versucht, die Sperlinge zu dezimieren: Nachdem sie abends in der Dämmerung in die hohlen Lehmwände der Wohnhäuser und Ställe in ihre Nester und Nachtquartiere gekrochen waren, stiegen wir auf Leitern hoch, einer hielt die Kerze, – denn Taschenlampen hatten wir nicht –, der andere ergriff die brütende Spatzenmutter oder die Eier oder die Jungen; dafür gab es beim Bürgermeister offiziell eine Geldprämie, für einen erwachsenen Sperling 15 Pfennig, wenn ich mich recht erinnere. Wie viele Jahre (bis 1949?) eine solche Naturschänderei gefördert wurde, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls habe auch ich bei diesem üblen Tun mitgemacht, denn gerade wir Umsiedler brauchten dringend ein paar Mark extra. Einmal hatte ich keine Lust, 28 Spatzeneier vom Landhaus hoch ins Dorf zum Bürgermeister zur Ablieferung zu bringen und ich bat meine Mutter, sie für mich zu braten, wobei alle Eierschalen notgedrungen mit ins Rührei kamen. Später zahlte die Gemeinde Prämien aus für gesammelte Kartoffelkäfer und -larven. Mai- und Junikäfer wurden von den Zwetschenbäumen geschüttelt und in Weckgläsern gesammelt; die Mengen waren oft so groß, dass unsere Behältnisse nicht ausreichten, doch es sollte ohnehin nicht gut sein, sie zu Hunderten jeden Tag an die Hühner zu verfüttern.

Auch die Population von Krähen sollte begrenzt (oder ausgerottet?) werden: Wir konnten mehrfach zusehen, wie der Jäger oder der Förster eine Ladung Schrot durch ein größeres Nest feuerte, ohne Rücksicht darauf, ob eine Krähe oder Elster noch auf ihren Eiern saß. Zweimal habe ich selber das lebensgefährliche Wagnis unternommen, auf den Gittermast einer Hochspannungsleitung zu klettern („Casper Berge“), mich auf den Auslegerarm (in 30 bis 40 m Höhe) vorzuwagen, um am äußersten Ende ein Krähennest herunter zu stoßen; währenddessen knisterte der Starkstrom an den mächtigen Isolatoren etwa 1 m unter mir gefährlich! Schon wenige Jahre später wusste ich nicht mehr, warum ich mit solchen Abenteuern mein Leben riskiert hatte.

Auch die unbewusste Befürchtung, irgendwie zu kurz zu kommen und tatsächlich einmal hungern zu müssen, hatte sich verloren. Doch gewiss spielte auch ein angeborener Jagdtrieb eine wesentliche Rolle und wirkte noch bis um 1959/60 nach, denn ich lag stundenlang mit einer alten Luftbüchse der Hitler-Jugend im Anschlag, auf der Lauer nach Amseln und Drosseln; diese fielen in großer Zahl aus dem angrenzenden Wald und den Feldgebüschchen in unseren Garten ein, täglich zweimal, jeweils vormittags und nachmittags, um die gerade reifenden Früchte von unseren etwa 25 Johannisbeerbüschen zu fressen; das befürchtete Leerfressen hätten sie tatsächlich auch geschafft, wenn wir nicht Netze gespannt, Vogelscheuchen aufgestellt und Glitzerstreifen und Windspiele aufgehängt sowie bei jedem Gang in den Garten mit einer selbst gebauten „Klatsche“ einen lauten Knall erzeugt hätten. Die wenigen, mit meiner schwachen Luftbüchse abgeschossenen Amseln fielen nicht ins

Gewicht, Rotkelchen und Hausrotschwanz und die verschiedenen Arten von Ammern und Grasmücken habe ich ohnehin verschont, entweder weil sie weniger zahlreich oder weil sie klein waren und viel weniger fraßen, vielleicht auch schon damals deswegen, weil ich sie als schonungsbedürftig ansah. Diese Luftbüchse mit einem schönen Schaft aus Nussbaumholz hatte ich von einem älteren Jungen aus Lützeroda im Tausch gegen die erste, von mir gebaute Armbrust erworben. Da ich aber keine Bleikugeln hatte, – es gab sie bis um 1960 im Osten nicht zu kaufen, die ersten Kugeln habe ich 1955 aus Westfalen von einer ersten und letzten Reise zu Onkel und Tante mitgebracht –, habe ich 4 mm dicken Kupferdraht in kurze Stückchen gehackt. Hunderte Meter von diesem Draht hatte ich von einer Telefonleitung, die damals (1951/53) zwischen Holzmasten gezogen wurde, heimlich heruntergewickelt; diese Leitung sollte die russische Kommandantur(?) in Weimar mit dem Panzerübungsplatz von Cospeda-Closewitz und mit den Kasernen auf dem Jägerberg und in Zwätzen-Löbstedt verbinden; sie verlief längs durch das „Ziskauer Tal“ neben dem „Urselsgraben“ entlang, auf Cospedaer Seite. Der dicke Massivdraht diente noch Jahrzehnte später in unserem Grundstück für alle möglichen Zwecke, Reste davon hängen möglicherweise noch heute (2020) dort am Schuppen. Mit diesem Luftgewehr schossen mein Bruder und ich die Spatzen vom Dach, trafen aber mehrfach auch die „wertvolle“ Dachrinne, die dadurch mehrere Löcher bekam; im Zorn nahm unser Vater eines Tages das schöne Gewehr und schlug es gegen einen Baum (um 1959/60), nun war es endgültig vorbei; die neuen Sportgewehre aus Suhl aber gab es freiverkäuflich erst nach dem Ende meiner „wilden“ Jugendjahre. Welchen gefährlichen Unsinn wir manchmal mit diesem Luftgewehr gemacht haben, ersieht man aus unseren Spielen, bei denen wir ab und zu mit Weizenkörnern schossen, aber nicht nur in die Luft oder auf Baumstämme, sondern auch aufeinander; so war einmal passiert, dass ein Weizenkorn in der Backe eines Spielkameraden (mein Bruder oder einer meiner Cousins?) steckengeblieben war; in unserer Küche musste ich, als der Älteste, dann das Korn mit einer Speisegabel aus der Backenhaut wieder herauslösen.

Man durfte in den 50er Jahren noch nicht mit einem Luftgewehr frei durch Wälder und Wiesen streifen (auch heute wieder verboten). Deshalb, und auch weil eine Armbrust einfach zünftiger war, baute ich mir mit etwa 16/17 Jahren zum zweiten Mal eine solch altertümliche Waffe, diesmal etwas professioneller: Für die Herstellung des geschnitzten Schaftes fällte ich mit der Axt im „Urselsgraben“ einen dort wild gewachsenen Walnussbaum, wobei ich es auf eine schöne Holzmaserung aus dem Wurzelbereich abgesehen hatte. Als Bogen setzte ich anfangs die Stahlklinge eines Degens ein, die ich im verrosteten Zustand ohne Griff und Korb irgendwo gefunden hatte; als sich dies nicht bewährte, wurden mehrere übereinander geplattete Holzleisten, die ich aus meinen inzwischen zerbrochenen Hickory-Skiern gesägt hatte, als Bogen verwendet; als Sehne wollte ich zunächst, ganz nach angelesenem Vorbild, geflochtene Katzendärme nehmen, bin aber wegen des großen Aufwandes davon abgerückt. So erinnere ich mich noch heute an die verwunderte Frage im Musikladen am Jenaer Teichgraben/Holzmarkt, was ich mit der verlangten, möglichst dicken Naturdarmsaite (für eine Bassgeige) machen wolle: Ich bräuchte sie für eine Armbrust! Diese Armbrust sah martialisch und gefährlich aus, hatte auch eine ziemlich große Durchschlagskraft, sodass die auf einen Baumstamm oder gar Stein auftreffenden Pfeile zumeist zerbrachen, doch ein bestimmtes Ziel zu treffen war kaum möglich und war meist reine Glücksache. Die hölzernen Bolzenpfeile habe ich mit zugeschärften Nägeln bewehrt, einige auch mit den kurzen Klingen spitzer Küchenmesser, die ich im Schutt gefunden hatte; damit waren diese Geschosse hochgefährlich.



Meine 1953 mit 15 Jahren gebaute Armbrust mit meinem jüngsten Bruder Christian in der Veranda des Landhauses, um 1960.

Nur ein einziges Mal konnte ich mit dieser Armbrust aus vielleicht 10 m Entfernung eine Hohl- oder Ringeltaube treffen, sie flog aber mit meinem Pfeil auf Nimmerwiedersehen davon. Eines Tages zog ich als etwa 16/17-Jähriger mit meiner umgehängten Armbrust durch den Isserstedter Wald, nur so aus Stolz und unbeschwert; plötzlich standen zwei Herren vor mir und stellten mich zur Rede: Es waren Naturschützer aus Jena; nach ernsthafter Verwarnung notierten sie meinen Namen und die Anschrift. Diese Armbrust aus meiner Jugendzeit habe ich um 1998 meinem ältesten Enkel als Andenken geschenkt.

Immer wieder fanden Wildkaninchen, die bis zur ihrer Ausrottung durch eine Leberkrankheit (60er

Jahre) in ganzen Kolonien an unseren trockenen und warmen Sonnenhängen ihre Höhlengänge gruben und zu einer wahren Plage geworden waren, Schlupflöcher im Gartenzaun: Vor allem sie, weniger die Feldhasen, fraßen alles ab, was im Herbst und Winter dort noch stand. Diese Karnickel waren verhältnismäßig einfach mit Schlingen zu fangen, wenn man ein wenig Geschick hatte und guten Bindfaden oder auch Stahldraht verwendete (als besonders geeignet, wenn auch nicht als ideal, hat sich Baudenzugdraht von Fahrrad-Bremsen und Gang-Schaltungen erwiesen); fester Hanfstrick oder guter Draht war aber im Gemeindeschutt der Dörfer Lützeroda und Cospeda nur selten zu finden und auch von woanders schwer zu beschaffen. Gerade ich übernahm bei uns zu Hause die „Aufgabe“ des Schlingenlegens, entweder weil ich als Ältester am stärksten vom Jagdtrieb besessen war, oder weil meine Eltern dachten, dass ich als Jugendlicher (noch nicht volljährig) nicht straffähig sei und die Gesetze über Wilddieberei für mich keine Anwendung finden würden. Doch bei der abgelegenen Lage unseres „Landhauses“ erhielten wir nie eine Anzeige, sodass wir über mehrere Jahre hinweg manchen Sonntag einen Kaninchenbraten auf dem Tisch hatten.

Zweimal verfiel sich auch ein Feldhase in einer meiner vier bis sechs aufgestellten Schlingen im Gartenzaun. In den Wintern 1954 bis 1957/58 lief ich auf Schiern über die verschneiten Felder um Lützeroda und bei Cospeda, auf der „Jagd“ nach Feldhasen: Schnee fiel damals reichlich und ich erinnere mich an knietiefen Schnee, das heißt etwa 30 bis 45 cm Höhe. Manchmal hatte es zwischendurch kurz getaut, sodass die Schneedecke mit einer dünnen Firnschicht überzogen war. Die Feldhasen, damals noch ziemlich viele, hatten sich im Schneegestöber einschneien lassen und schliefen in ihren Schneehöhlen. Dort, wo es unter der Schneedecke etwas grau schimmerte oder ein kleines Luftloch in der Eisschicht sichtbar war, musste man mit beiden Skistöcken kräftig zustechen: Meine auf diese Weise aufgeschreckten Hasen aber liefen immer nur davon, übrig blieb an der Eisenspitze des Stockes bestenfalls ein kleines Stückchen Fell. Da hatten jene Bauern gewiss mehr Glück, die ich gelegentlich aus der Ferne auf den gleichen Schneefeldern herumlaufen sah, gewiss ebenfalls auf der Suche nach Hasenkuhlen („Schneesassen“), aber ausgerüstet mit Mistgabeln!



Skifahren auf den Cospser Bergen. Im Hintergrund in Bildmitte unser „Landhaus“.



Landhausweg. Solcher Schnee blieb in den 50ern wochenlang liegen.

Besonders das Klettern auf Bäumen, auch auf sehr hohen, war meine Welt: Kurze Zeit nach Beginn der Oberschule in Jena (1953, 9. Klasse) erhielt ich den Spitznamen „Pithek“, den noch heute einige meiner Schulkameraden für mich verwenden: Wir hatten im Unterricht gerade vom Frühmenschen gehört und alle hatten mich während der Pausen auf den Kastanien des Jenaer Schulhofes klettern gesehen. Mein zwei Jahre älterer Schulkamerad Klaus Große, – er arbeitete später als Tierarzt und Naturschützer in Mecklenburg –, besaß eine schöne Sammlung von Vogeleiern, teils von irgendwoher ererbt, teils selber zusammengesucht (weit über 100 Eier, darunter auch ein Straußen-Ei). Wahrscheinlich war das Eiersammeln als Hobby damals schon verboten. Dieser Kamerad gewann mich für Ausflüge in die Wälder von Isserstedt-Lützeroda-Closewitz mit dem Ziel, Raubvogelnester zu suchen: In zwei oder in drei Fällen konnte ich bis zum Nest hochklettern, eines von den zwei oder drei Eiern vorsichtig entnehmen, zum Transport in den Mund stecken und mit dem gefährlicheren Abstieg beginnen. Nachdem ich meinen ersten Fotoapparat (1953, „Altissa“) geschenkt bekommen hatte, bestieg ich eine mächtige Rotbuche im Rautal (oberer Nordhang, Staatsforstrevier Jena, Abt. 67), in dessen unterer Gabelung zwischen dicken Ästen, dicht am Stamm in etwa 15 m Höhe, sich ein großer, mehrere Generationen alter Horst eines Raubvogels (Durchmesser fast 2 m, Stärke/Dicke etwa 0,8 m) befand; das Nest hatte mein Vater bei seiner Arbeit als Holzfäller entdeckt.



Horst von Mäusebussard im Rautal. Ende Mai.

Das Ei zweite war taub. Ende Juni 1953/55.

Ich fotografierte zuerst die beiden Eier, dann nach einiger Zeit das geschlüpfte Kücken in mehreren Lebensstadien (das zweite Ei erwies sich als taub und lag nach 14 Tagen nicht mehr im Nest), zuletzt den fast flüggen, mich mutig angreifenden Jungvogel. Als Beute fand ich im Nest Teile einer Brieftaube, vornehmlich die beiden Füße, an denen je eine Metallklemme

und eine Gummimanschette befestigt waren; nach der aufgeprägten Adresse schickte ich diese Manschetten an die Vogelschutzwarte in Hiddensee, ohne dass ich eine Antwort erhielt. Bei meiner vermutlich letzten, stets nicht ungefährlichen Besteigung des Baumes wurde ich erschreckt durch ein unverhofftes Rauschen dicht hinter mir: Der Muttervogel versuchte mich im Sturzflug anzugreifen und zu vertreiben. Diese einmalige Attacke war mir nicht so ganz egal. Mit meinem Vogelbuch bestimmte ich den Raubvogel nach seiner Größe und dem nur flüchtig wahrgenommenen Aussehen (im Fluge am Himmel hatte ich ihn aus dem dichten Wald heraus nie beobachten können), nach dem Gelege und dem Nest, auch nach seiner Beute, die er für seinen Jungen über den Nestrand gelegt hatte (zwei Mäuse, ein Mauswiesel, eine Brieftaube): Es war ein Mäusebussard.

Im Isserstedter Forst, nahe der jedem Lützerodaer bekannten „Festeiche“, beobachtete ich über mehrere Wochen die Brutvorgänge auf einem weiteren Raubvogelnest; es war kleiner als das im Rautale und war in etwa 10 m Höhe in die untere, dicke Astgabel dicht am Stamm einer etwa 100-jährigen Eiche gebaut worden. Ich hatte Glück und kam nach der zweiten oder dritten Besteigung gerade dazu, als eines der beiden Eier zerpickt wurde und ein Junges schlüpfte. Meine Besuche habe ich bewusst immer nur kurz gehalten und die Eier oder das Nestinnere nicht berührt; ich konnte das Aufwachsen der beiden Jungen bis zum Ästlingsalter verfolgen, in diesen Wochen von einem benachbarten Baum aus. Ungeklärt ist, ob meine Besuche den Vogel dennoch so gestört hatten, dass er deshalb im folgenden Jahre nicht mehr zu diesen Nest zurückkam. An seinen Ausscheidungen unter dem Horstbaum, die intensiv nach Bienenwachs und Honig rochen, und an den vielen, heraus gescharrten Erdnestern von Bienen und herumliegenden, zerbrochenen Honigwaben konnte ich den Vogel als Wespenbussard

bestimmen.

*Wespenbussard im Isserstedter Wald,
nahe Festeiche mit dem Muttervogel.
Höhe des Nestes etwa 10 m.*



In der oberen Höhle der „Festeiche“ nistete damals Jahr für Jahr ein Waldkauz. Trotz der geringen Höhe musste man eine Leiter mitbringen, um hineinzuschauen. Im Jahre 1957, mein jüngster Bruder war gerade drei Jahre alt, kamen wir zur Eiche, fanden aber die beiden Jungen, wie noch die Woche zuvor, nicht mehr in ihrer Höhle. Nach kurzer Suche entdeckte ich die Beiden zwischen den oberen Ästen einer benachbarten, dunklen Fichte. Um Fotos zu machen, lehnte ich meine Leiter an und stieg hinauf; die beiden Jungvögel versuchten mich abzuwehren, indem sie mich von oben

mit ihrem flüssigen, weißen Guano bespritzten. Während meiner Beschäftigung hörte ich plötzlich unter mir ein lautes Schreien: Mein kleiner Bruder war mir unbemerkt nachgeklettert; er klammerte sich nun ängstlich an die Leiter; die wütende Eulenkönigin hatte sich aus einer benachbarten Fichte auf ihn gestürzt, hatte ihn am Nacken gepackt und hackte ihn. Zum Glück erwiesen sich die blutenden Verletzungen als nicht so gefährlich, wie ich anfangs befürchtet hatte.



Lützeroda Festeiche, Kauz. Aufgenommen mit Kinderkamera „Altissa“ 1953/55.



Oben: Festeiche Lützeroda. Gelege vom Kauz. 1956, aufgenommen mit Praktika.

★ *Rechts: die im Jahre 2012 neugepflanzte „Lützerodaer Festeiche“. Am Waldrand sind noch der Reste der alten Eiche zu sehen.*



Wespenbussard im Isserstedter Forst. 1953/55. Links: Das Gelege. Im rechten Bild schlüpft gerade ein Junges, das zweite Ei hat schon ein Loch.

Im Laufe so durchlebter Jugendjahre, und durch spezielle Interessen, habe ich gelernt, schon von unten und aus einiger Entfernung die Nester vieler Vögel zu unterscheiden, nach ihrer Größe und Bauart, nach ihrer Lage im Gebüsch und ihrer Höhe auf den Bäumen, entweder nahe am Stamm oder außen auf einem Ast. Erst später, als ich im Häusermeer einer Stadt leben und im Frühling, auf dem morgendlichen Weg zur Arbeit, oder abends in der kühlen Dämmerung, ohne den Sanges-Wettbewerb der Vögel mit seinem Echo von Tal zu Tal leben musste, habe ich jene Jahre auch von dieser Seite her wertschätzen gelernt; dann wurde das Flöten schon einer einzigen Amsel zu Freude und Trost.

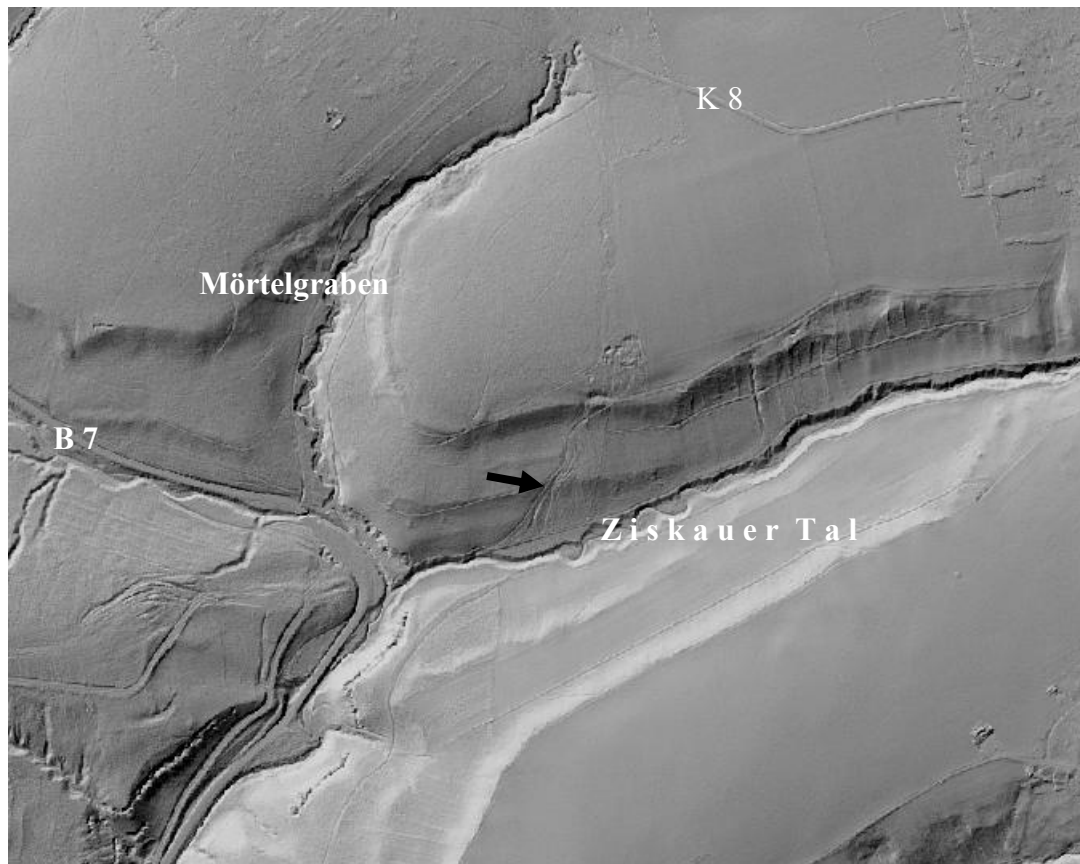
Das „Landhaus“, ein 1937 vom Bankpräsidenten des Landes Thüringen (NSDAP-Genosse Walter? Demme/Weimar) gebautes, 1945 enteignetes und zu Volkseigentum erklärtes, von der Gemeinde Lützeroda verwaltetes und an drei Umsiedlerfamilien vermietetes, um 1980 von meiner Mutter aus Volkseigentum käuflich erworbenes Haus (zugehöriges Grundstück 2015 durch meinen Neffen von der Treuhand-Nachfolgeeinrichtung durch Versteigerung gekauft), steht einsam etwa 500 m westlich von Lützeroda, am oberen Südhang des „Ziskauer Tales“.

Das Haus ist nur durch einen unbefestigten Feldweg von der Strasse Lützeroda–Isserstedt/Vierzehnheiligen aus erreichbar, und zu Fuß aus dem „Mühltal“ (Reichs-/Fernverkehrs-/Bundesstrasse Nr. 7) über einem steil aufsteigenden Waldweg. Aus dem Küchenfenster blickte man hinunter ins „Ziskauer Tal“ und hinüber auf die „Cospes Berge“, hinter denen die flügellose Windmühle und die Spitzen einiger Hausdächer von Cospeda hervorlugten; aus den Fenstern des Wohnzimmers und der Veranda, besonders auch von der Terrasse, die mit weißen Solnhofener Kalkschieferplatten belegt war, sah man nach Westen hinunter ins „Mühltal“ und hinüber zum Rittergut „Remderoda“, das wegen seines nur 98 Hektar umfassenden Landzubehörs 1945 nicht enteignet worden war; in der Ferne bildete hinter scheinbar endlosen Wäldern der Berg „Kaitsch/Kötsch“ mit seinem Karolinenturm (Höhe 497m, bei Blankenhain, Entfernung 14 km) den Horizont. Im Herbst und Winter lag oft Nebel im Mühltal, oben aber schien die Sonne auf unser Haus. Täglich hörten wir das Rattern der von Weimar abwärts nach Jena fahrenden Güterzüge, vor allem aber das Keuchen und Pfeifen der Lokomotiven, die sich von Jena hinauf nach Großschwabhausen quälten; dann, kurz darauf, stieg weißer Dampf aus der nicht sichtbaren Zug- und aus der Schiebelok, der sich in den Fichtengipfeln verteilte. Es hieß, diese Steigung in unserem „Mühltal“ sei die größte in ganz Deutschland!

Erst lange nach mir sprachen die meisten Jüngeren nicht mehr von „Deutschland“ als von „ihrem“ Vaterland, von „ihrer Heimat“, sondern hatten sich bis auf Weiteres oder auch für immer im abgetrennten Ostteil eingerichtet und beheimatet, wenn sie auch nicht die DDR als ihre Heimat betrachteten; historisch und vom „Land“ ihrer Väter her gesehen, in dem seit Tausend Jahren eine gemeinsame Sprache gesprochen, die gleiche Religion geglaubt und vergleichbare Sitten gepflegt wurden, war die Mehrheit der physisch hier Ansässigen ideell quasi „heimatlos“ geworden, besonders seit dem Bau der Mauer im August 1961.

Unser Landhausweg traf nach etwa 250 m auf den Rand des Isserstedter Waldes; kurz zuvor tangierte er eine dreieckige Parzelle, auf der zahlreiche flache Gruben neben einem kleinen, richtigen Steinbruch lagen, die von dichtem Gestrüpp und jüngeren Bäumen überwuchert waren: Hier war also vor nicht allzu langer Zeit (18./19. Jh.) oberflächlich lockeres Kalksteinmaterial abgebaut worden. Zu dem dann steil ins Mühltal abfallenden Waldweg gehören zwei weitere, parallel laufende, längst überwachsene Hohlwege. Diese Hohlen beweisen, dass hier vor langen Jahren intensiverer Verkehr gewesen war, was eigentlich in diesem Bereich als ziemlich ungewöhnlich erscheint: Es ist wenig wahrscheinlich, dass diese Wegehohlen entstanden sind durch den Abtransport lockeren Schottermaterials aus einem ehemaligen Steinbruch hinauf nach Lützeroda. Der betreffende Bruch liegt zwar am unteren Auslauf dieser Hohlen ins „Mühltal/Isserstedter Grund“ an einer Geländestufe zwischen den

Grabenschluchten des „Ziskauer Tales“ und des „Mörtelgrabens“, doch dürfte er durch die Entnahme von Schüttmaterial beim Bau der Mühlthalstrasse in der ersten Hälfte des 19. Jhs. entstanden sein.



★ *Ziskauer Tal und Mörtelgraben mit ihren Mündungsbereichen ins Mühlthal. Deutlich sind die erwähnten Hohlwegbündel (➡) und die darüber liegenden durch Massenentnahme entstandenen Hohlformen zu erkennen (Laserscan-Aufnahme DGM 2).*

Wahrscheinlich sind wir mit den genannten Hohlwegbündeln auf der Spur eines regionalen Fernweges, der von Großschwabhausen her strikt nach Osten läuft, über die „Schnecke“ hinweg führt, eine feuchte Senke mitten im Wald umgeht und dann in mehreren Hohlwegen in den „Isserstedter Grund“ abfällt; kurz zuvor trifft ein von Isserstedt herabkommender Weg, der den Grund zunächst südlich vom Dorfe überschritten hatte und dann auf dessen rechter Seite verläuft, auf die skizzierte West-Ost-Trasse; vereinigt queren diese alten Wege die Grabenschlucht im Bereich der jetzigen Straßenbrücke der Reichs-/Bundesstrasse 7; sie verlaufen dann ein Stück am rechten Rande der Grabenschlucht im unteren „Ziskautal“ entlang, um sich dann in drei Richtungen zu teilen: 1. In dem anfangs beschriebenen Weg hoch nach Lützeroda; 2. Gerade aus weiter am Rande des „Urselsgrabens“ entlang bis hinauf zu dessen Quelle und weiter durch das Gelände der Wüstung „Ziskau“ direkt nach Closewitz, von dort scheint diese alte Trasse weiter bis nach Dornburg geführt zu haben, entweder über Neuengönna, oder über Lehesten und Nerkewitz, dann über Stiebritz und Zimmern oder über Hainichen und Zimmern. Auf älteren Karten trägt dieser Fernweg stellenweise noch den Namen „Heerweg“, auch ist seine längst aufgegebene Trasse streckenweise noch durch Geländemerkmale und im Zuge alter Gemarkungsgrenzen verfolgbar.

Der 3. Abzweig führt schräg den Hang des „Ziskautales“ hoch nach Cospeda (siehe unten). Die beschriebene Querung des tiefen Einschnittes in die Saale-Ilm-Platte zwischen Jena und Isserstedt („Mühlthal“, Länge etwa 7,5 km) war offenbar die einzige günstige für einen West-

Ost-Fernweg. Dieser Weg war gewiss nicht so alt und besaß nicht eine vergleichbare Bedeutung wie der rund zwei Kilometer weiter nördlich fast parallel verlaufende West-Ost-Fernweg aus dem fränkischen Siedlungsraum von Mellingen zur spätfränkischen Grenzburg Dornburg, der über Hammerstedt, Hohlstedt, Isserstedt, Lutzendorf (=Vierzehnheiligen), durch das Gönnertal über Krippendorf, Altengönna, Lehesten und Nerkewitz, dann hoch entweder über Stiebritz und Zimmern, oder über Hainichen und Zimmern führte. Die erstgenannte Trasse durch das Ziskautal dürfte aber für die Anbindung der Rodungssiedlungen im östlichen Teil der Saale-Ilm-Platte, zwischen dem Altsiedelland am Gönnertal (1044 „*pagus Ginnaha*“) und dem Saaletal zwischen Jena und Dornburg, also für Lützeroda und Closewitz und das vermutlich ältere Schondorf (Wüstung) von Bedeutung gewesen sein. Aber auch Cospeda hat mit seiner ältesten Verbindungsstrasse nach Isserstedt gleichzeitig auch einen Anschluss an diese regionale Trasse in Richtung Westen, nach Großschwabhausen, gefunden: Von unserem „Landhause“ hatten wir auf den „Cospes Bergen“ immer einen Weg im Blick, der von links oben nach rechts unten, von Ost nach West, diagonal den Hang herabkommt. Ein Jenaer Heimatforscher, mit dem ich auf unserem Feldwege um 1955 ins Gespräch kam, wies mich darauf hin, dass dieser Diagonalweg früher geradlinig bis zur Sohle des „Ziskautales“ durchgelaufen sei (wird durch Karten des 19. Jhs. bestätigt) und dass dort unten möglicherweise früher eine Wassermühle gestanden haben könnte. Vielleicht steht ein gerade an dieser Stelle befindliches, ansonsten völlig isoliert liegendes Gartengrundstück an der Südwestecke der Gemarkung von Lützeroda, an der Nordwestecke der Gemarkung von Cospeda, doch vermutlich zum Staatsforst Jena, Revier 91 gehörig, mit dieser mutmaßlichen (spekulativen) Mühle in Verbindung. Zudem ist auffällig, dass dieses Grundstück in meiner Jugendzeit im Besitze eines Einwohners aus Vierzehnheiligen war.

Am Nordrande von Cospeda steht ein Steinkreuz, an dem ich in der 7. und 8. Klasse, als ich nur noch ausnahmsweise mit anderen gemeinsam auf der Strasse nach Lützeroda heim laufen wollte, kam ich täglich vorbei; der Stein war mir als Kind immer rätselhaft. Er steht am Austritt des alten Weges nach Isserstedt, im Winkelabzweig eines auch mir nicht mehr bekannten, weil überpflügten Verbindungsweges nach Lützeroda.



★ *Steinkreuz am nordwestlichen Ortsrand von Cospeda (Abzweigung des Jasminweges von der Straße Im Unterdorf.)*

Heute könnte er Indizien für meine Fragen liefern: Das Steinkreuz stammt seiner Gestalt nach vermutlich aus dem 15. Jahrhundert. Irgendwann, vermutlich im 18. oder 19. Jh., wurde das Kreuz mit der Inschrift „*Isserstedt ½ St.*“ versehen, also zu einem Wegweiser umfunktioniert. Standort und Hinweis zeigen, dass dieser Weg über die Hochfläche hinunter ins „Ziskauer Tal“ und quer durchs „Mühlthal“ nach Isserstedt (früher direkt zur Burg!) in der Neuzeit noch aktuell war. Diese direkte Verbindung Cospedas mit der Burg Isserstedt war von grundlegender Bedeutung für den Siedlungsausbau des Dorfes und für die Gründung der Kirche/Kapelle; sie dürfte bis ins 13. oder gar 12. Jh. zurückreichen. Offen bleibt, ob das Cospedaer Steinkreuz ursprünglich an anderer Stelle gestanden haben könnte und als Wegweiser an diesen alten Verbindungsweg nach Isserstedt aufgestellt worden war. In östlicher Richtung hat sich der Ort Cospeda mit seiner noch heute bestehenden Straße nach Closewitz an die beschriebene Ferntrasse nach Dornburg, ebenso nach Norden an die verschiedenen Bahnen der „Steigerstrasse“ von Jena über Krippendorf nach Apolda angebunden.

In gleicher Weise wie an den Steinkreuzen rätselte ich als Kind und Jugendlicher an den merkwürdig verschlungenen Buchstaben und Zeichen auf den Grenzsteinen um die beiden Waldparzellen links und rechts der Strasse nach Vierzehnheiligen: Wie konnten diese alten Grenzsteine eine Landes(!)grenze markieren? Und zwar zwischen dem „Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisennach“ und dem „Herzogtum Sachsen-Meinigen/Grafschaft Camburg“, zu der ausnahmsweise nur die Dorfflur von Vierzehnheiligen gehörte?



★ *Grenzstein von 1844 der die Gemarkung des „Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisennach“ von der des „Herzogtums Sachsen-Meinigen/Grafschaft Camburg“ scheidet.*

Nach diesen Abschweifungen, zum Teil aus späteren Erkenntnissen und Vermutungen, zurück zu meinen Kindheits- und Jugenderinnerungen:

Bei einem zweiten Steinkreuz kam ich als Kind seltener vorbei. Es steht links der Strasse von Lützeroda nach Closewitz, links der alten Strasse von Jena nach Apolda („Steigerstrasse“, damals Panzerstrasse), westlich von Closewitz. Es könnte aus dem 15. Jahrhundert stammen, was ich damals natürlich nicht wissen oder vermuten konnte, doch die verwaschenen Inschriften, nämlich Namen benachbarter Dörfer und Fußmarschzeiten, – es war zu einem Wegweiser umgerüstet worden, offenbar um 1800 –, interessierten mich von Anfang an und zwangen mich jedes Mal von neuem zum Versuch, sie möglichst restlos zu entziffern.



★ *Steinkreuz ca. 250 m westlich des Ortsrandes von Closewitz.*

Einem dritten Steinkreuz begegnete ich zwischen 1953 und 1962 fast täglich auf der Fahrradfahrt nach Jena, wobei ich auf dem Heimweg gerade an dieser Stelle mein Rad meist schieben musste. Das Kreuz steht unten im „Mühlthal“ am Rande der Fernverkehrsstrasse und weist mit Inschrift und Pfeil auf eine Quelle hin, die am Fuße einer Felswand 70 m weiter östlich entspringt.

Dann: Irgendwer hatte mich auf ein Grabdenkmal bei Rödigen aufmerksam gemacht, das mit unserem Napoleonischen Schlachtfeld in Verbindung stand. Ich lief dorthin, in den folgenden Jahren noch wiederholt, und las mit jugendlicher Andacht alle Texte auf dem Steinmal: Es ist dem Gedenken an den sächsischen Reiteroffizier August Wilhelm von Bissing (und seiner Frau) gewidmet, der an dieser Stelle 1806 von seinem Pferde zu Tode stürzte. Keinerlei

Kenntnisse über die Ereignisse der Schlacht oder über andere historische Zusammenhänge haben mich damals belastet, es war vielmehr die einsame Lage dieses Grabes in der Landschaft und das Schwermut ausstrahlende Gedicht von Ludwig Uhland, die mich erregten und die mich diese Minuten bis heute nicht vergessen ließen. Ich war 14 oder 15 Jahre alt und hatte gerade damit begonnen, tief sinnige Aussprüche großer Denker und Dichter in einem besonderen Heft zu sammeln, auch Volksweisheiten. Etwa in der gleichen Zeit las ich mit Interesse und Andacht auch die Inschriften auf dem großen Stein- und Bronzedenkmal vor der Kirche in Vierzehnheiligen, mit dem Verzeichnis der unvorstellbaren Zahl an Toten und Verletzten aus den preußischen und sächsischen Armeen (an diesem Denkmal sollten wir 1963 zu unserer Hochzeit vorbeiziehen). Beim Herumschweifen hatte ich auch an einem Wege mitten zwischen den Feldern östlich von Vierzehnheiligen ein anderes Denkmal aus der Schlacht bei Jena entdeckt, dessen Inhalt mir aber abhanden gekommen ist. Wie dieses ungewöhnliche Nachdenken über Leben und Tod, wie solche sonderbaren Interessen so frühzeitig entstanden sind, ist mir heute rätselhaft. Haben die Beerdigung meiner Großmutter im Oktober 1943 in Lossow, ich war gerade erst fünf Jahre alt und ich kann mich trotzdem noch daran erinnern, oder das Verschwinden unserer Pferde, aller unserer Kühe, Schweine und Hühner im Februar bis April 1945 oder der endgültige Verlust des gesamten kindlichen Umfeldes im Sommer 1945, – ich war sechs Jahre alt –, hier ursächlich nachgewirkt? Während des langen Fußmarsches auf sommerlich warmen Strassen nach Berlin war ich jedenfalls täglich zum Nachdenken gezwungen gewesen!

Den Wohnraum im „Landhaus“ mussten wir uns bis etwa 1952/53 mit zwei anderen Mieterfamilien („■ Kleiner“ und „Viktoria Uhlemann“, später „Gröbe“) teilen, sodass wir anfangs nur einen Wohn-/Schlafraum, eine nicht heizbare, dafür aber sehr helle, von Licht durchflutete Veranda, eine sehr kleine Küche und eine Abstellkammer zur Verfügung hatten; alles nur mögliche wurde in Keller und Waschküche abgestellt. Die zweite Familie blieb im Obergeschoss des „Landhauses“ bis etwa 1965, die Mutter allein bis zu ihrem Tode um die Mitte der 90er Jahre. Zu ihrer Wohnung (1 Zimmer, 1 kleine Kammer, Balkon) gehörte das einzige Bad im Hause, das aber 1945 teilweise herausgerissen und in eine Kammer verwandelt worden war. Diese Mitbewohner hatten jeweils drei Kinder, mit denen wir gemeinsam zur Schule nach Cospeda gingen (Alfred, Renate und Reiner Uhlemann; Lothar Kleiner, ■). Beide Familien stammten aus Schlesien und waren Städter gewesen. Wegen dieser gegensätzlichen Sozialisationen zu unserer Bauernfamilie, auch wegen der beengten Wohnverhältnisse, der gemeinsamen Nutzung der Küche und der beiden Toiletten, der Flure, des Dachbodens und der Kellerräume, auch wegen der unterschiedlichen Aufteilung und Nutzung des Gartenlandes, gestaltete sich das Zusammenleben manchmal schwierig. Unsere Familie war der Hauptmieter, wir hatten die ehemalige Autogarage unter dem Haus (Tiefgarage) zum Schweine- und Ziegenstall umfunktioniert; in die von diesen Tieren erwärmte „Garage“ wurden bei hohem Frost auch unsere 20 bis 30 Hühner gebracht. Wir hatten von der Gemeinde den Gemüsegarten mit einer architektonisch schön aus Holz gebauten Gartenlaube, die wir zweckentfremdet in einen Hühnerstall verwandelt hatten, zusätzlich gepachtet; daneben hatten wir selber einen Schuppen für unser Brennholz gebaut.

Unser Pachtland bestand ferner aus mehreren, kleineren, zum „Landhaus“ gehörenden Nutzflächen (früher auch mit etwas Wald): Die große Wiese vor dem Haus (etwa 20 x 50 m), die wir schon 1952/53 in Handarbeit zu einem Ackerfeld für Kartoffeln und Weizen umgewandelt hatten, dann die Heuwiese am Hange unterhalb unserer Quelle (= Überlauf aus dem Wasserspeicher), etwa 18 x 25 m; dazu kommt vor allem die große Obstwiese (etwa 20 x 70 m) mit etwa 50 Apfelbäumen aller möglichen Sorten. Die Obstwiese war nach dem Hausbau um 1937/38 angelegt worden; wir hatten von ihr, trotz des fruchtbaren Alters der Bäume von 15/20 Jahren, kaum nennenswerte Erträge, denn sie lag so ungünstig unten im Tale, nämlich abgelegen vom Bienenflug, zudem gefährdet durch Spätfröste und nicht zuletzt, sie lag im Frühjahr lange im Schatten der „Cosper Berge“. Zusammen mit der Obstwiese

lagen unterhalb des „Mittelweges“ (unterhalb des „Landhauses“) zwei Garten- und Wiesenflächen von jeweils etwa 20 x 70 m Ausmaß, die mein Vater und mein Großvater kultivierten und in Ackerland verwandelten.



Landhaus. Unsere Felder 1960.

So wurde in kurzer Zeit ab 1950 alles nutzbar gemacht und intensiv bewirtschaftet; auf Schönheit konnte in diesen Jahren nicht geachtet, Rücksicht auf Naturschutz nicht genommen werden. Unter dem alten Wildbestand der Bäume auf jener Parzelle, auf der das Haus erbaut und die Gärten angelegt worden waren

(1936/37), befanden sich auch mehrere (Wald-) Kirschbäume; ihre Früchte, große Massen schwarzer, sehr süßer Kirschen jedes Jahr, konnten wir aber nur ungenügend ernten, da die Bäume wegen in Nachbarschaft stehender Eichen und Buchen enorm in die Höhe geschossen waren. Unter diesen Bäumen befand sich auch ein 60- bis 80-jähriger Baum (geschätzt), den die Eltern nicht benennen konnten, erst ein Nachschlagen in einem Biologiebuch half weiter: Es war eine „Elsbeere“, deren hellbraune Beeren (an Dolden) im Spätherbst angenehm schmeckten und auch eine gute Marmelade ergaben. Angepflanzt dagegen, vermutlich in Zusammenhang mit dem Hausbau, waren mehrere Bäume unterhalb des Hauses am Waldrand, die ebenfalls meinen Eltern und mir unbekannt waren: Es waren südländische Esskastanien oder Maronen, die erst einige Zeit nach unserer Ankunft (1949/50) merkwürdig blühten und dann stachelige Fruchtbecher mit drei fast immer tauben Kastanien hervorbrachten; nachdem wir erfahren hatten, dass man solche Esskastanien vor dem Verzehr rösten müsse, haben wir einige von den wenigen, ausgereiften Maronen auf einer Pfanne wie Bratkartoffeln gebraten, doch keinem von uns hat das Ergebnis geschmeckt.

Seit unserem Umzug ins „Landhaus“ 1949 war ich von Bäumen umgeben, wie ich schon oben angedeutet habe. Schon in den Jahren zuvor hatte ich jede Gelegenheit genutzt, einen Baum hochzuklettern, ohne besonderen Zweck, nur um oben zu sein und von dort in die Welt zu schauen. Um 1951 baute ich mit meinem Freund Jochen im Walde unterhalb des „Landhauses“, der früher zugehörig gewesen, seit 1945 aber ausgegliedert und nicht mehr eingezäunt war, auf drei eng stehenden Feldahornbäumen eine dreieckige Bude, indem wir die Baumkronen mit dickem Draht und Eisenkrampen miteinander verbanden. Das Baumhaus befand sich in nur etwa 6 m Höhe; wir wurden dort von anderen Jungen aus dem Dorfe, die sich gegen uns zusammengerottet hatten, belagert und ernsthaft bedroht: In einer Stärke von etwa acht „Mann“, die ältesten waren vielleicht 17 Jahre alt, rückten sie eines Tages an, sogar ein Pferd hatten sie dabei, mit einer Säge und mit Äxten bewaffnet, um die drei nur schwachen Bäume zu fällen; das hätten wir vermutlich nicht überlebt. Nur durch ein gezieltes Werfen von Steinen, von denen wir zur Verteidigung vorsorglich einen Vorrat angelegt hatten, konnten die Angreifer nach mehreren Stunden von ihrem militanten Vorhaben abgebracht werden.

Aus dieser Erfahrung klüger geworden, baute ich wenig später allein (1952/53) auf unserem eingezäunten und bewaldeten Hofgelände, im Kronenbereich einer dicken Rotbuche, in etwa 15 m Höhe, ein aus Ruten geflochtenes, ziemlich festes Baumhaus, das Platz für mich, meinen Freund Jochen und höchstens einem weiteren, aber kleineren Jungen (halb liegend, halb hockend) bot: Diese Bude besaß eine Eingangsklappe und eine Dachluke. Das Dach war

mit langem Waldgras bedeckt und regendicht. Von dort oben konnte man Lützeroda, aber auch Cospeda sehen. Die unteren 10 m stiegen wir über eine Strickleiter hoch, die einzuziehen war; den Rest weiter nach oben musste man klettern.



Frühling in Lützeroda 1953/55. Mein Baumhaus auf unserer großen Rotbuche. Oben am Weg das offene Tor zur Einfahrt in die ehemalige Garage.



Mein Baumhaus im Sommer.

Ich „benutzte“ dieses mehrfach reparierte Baumhaus etwa bis zu meinem 18. Lebensjahr, vorwiegend zum Träumen, besonders bei strömendem Regen, zumal der Baumgipfel ständig schaukelnd in Bewegung war. Einige Reste von dieser Bude, darunter ein kurzer, längst fest ins Holz eingewachsener Doppel-T-Träger aus Eisen, waren noch 2012, also nach 59 Jahren, in der Buchenkrone zu sehen. Ein Außenstehender und anders Sozialisierter aus der Stadt dürfte staunen: Das in Kinder- und Jugendjahren erworbene Geschick zum Klettern kam mir später im Beruf als Archäologe zu Gute, indem ich meine freigelegten Ausgrabungsflächen von oben fotografieren konnte, sofern Bäume in der Nachbarschaft standen.

Hin und wieder saß ich mit meinem Freund Jochen im zeitigen Frühjahr auf den Trockenrasen, zwischen großen Silberdisteln aus dem Vorjahre, mitten in einem Meer blühender Kuhschellen, über den Felsen am oberen Rand des „Mühltales“, direkt gegenüber der Einmündung des „Großschwabhäuser Grundes“, hoch über der Gaststätte „Karl-August“, die damals noch nicht den neuen DDR-Namen „Mühlalperle“ angenommen hatte: Wir schauten in die Welt und wenn unten ein Güterzug vorbeifuhr, zählten wir die Waggons: Es waren manchmal bis zu 55. An anderen Sonntagen, in der gleichen Jahreszeit, liefen wir über Wiesen, die damals noch keine Rinderweiden, sondern noch richtige Mähwiesen (mit Grumtmahd) gewesen waren. Auf diesen Wiesen wuchsen Millionen von Schlüsselblumen, wenige Wochen später Millionen von Margeriten und Wiesensalbei, später blühte überall an den Wiesen- und Wegrändern das gelbe Johanniskraut, seltener war echter Kümmel (ob nur aus Gärten ausgewildert?). Die Getreidefelder waren durchsetzt von Klatschmohn, die Ränder der Weizenfelder dicht besetzt mit Kornblumen und Feldrittersporn; in wunderschönem Hellblau blühte der Lein, der bis in die 50er Jahre in Lützeroda noch angebaut wurde, als Ölfrucht gleichberechtigt neben den ebenfalls in Maßen kultivierten Raps und Mohn. Im Spätsommer leuchteten von weit her Mannshöhe Königskerzen auf den vielen Ödlandflächen. Meine liebste Jahreszeit war der Herbst, nicht nur wegen seiner süßen Früchte: Rotgold glänzten die kleinen harten Blätter der vermutlich uralten Wildbirnen-Bäumchen in Bonsai-Größe, die seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden auf den steilen Schotterhängen der „Sonnenberge“ und an der „Lutherkanzel“ im unteren „Mühlthal“ zwischen ebenso kleinen Wacholderbüschen ihr Leben fristeten. Ich sehe immer noch vor mir, und wenn ich Maler

wäre, könnte ich es vielleicht festhalten, an unserem Südhang im „Ziskautal“: Die glänzend-weißen Ruten und Zweige des Roten Hartriegels und die leuchtend karmesinroten Samenkapseln der Pfaffenhütchen, besonders wenn man sie gegen den blauen Herbsthimmel betrachtete; über und zwischen den schwarz-grünen Stachelhecken des Schleedorns mit seinen dunkelblauen Beeren glühte das Rot unzähliger Hagebutten an den dornenbesetzten Zweigen der Heckenrosen, die sich ihren Platz auf den engen Lesesteinrippen mit anderen Gewächsen teilen mussten. Prächtig war die Kupferfarbe der Rotbuchen, das Gelb der Hainbuchen und Linden im Isserstedter Wald! Im März, April und Mai war dieser Wald voller Schneeglöckchen (Märzenbecher), Leberblümchen, Buschwindröschen und Kuckucksblumen gewesen, stellenweise hatte die Lieblingsblume meiner Mutter, das „Immergrün“ mit seinen versteckten, blauen Blüten den Waldboden für sich allein erobert; an anderen Stellen stand der Wald voller Maiglöckchen, dazwischen immer wieder die verschiedensten Orchideen – „Jena, Land der Orchideen“! Weinrot glühten die Blüten an den noch kahlen Ästen des Kellerhalses, der trotz oder wegen seiner Schönheit auch noch sehr giftig gewesen sein soll.

Die Blütenpracht hatte schon im Februar, als überall noch Schneeereste lagen, mit den „Winterlingen“ im „Rautal“ unterhalb von Closewitz begonnen und Lehrer Thieme hatte uns irgendwas von „Pontischer Reliktflora“ erzählt. Dieser zwischen-eiszeitlichen Flora ordnete ich auch, zu Recht, jenen einzigen, mir in meinem Schweißgebiet bekannten, wild wachsenden und gewiss schon uralten „Mispelstrauch“ zu, der am oberen Südhang des „Ziskautales“ unweit unseres „Landhauses“ stand (und dort zum Glück immer noch steht: Siehe „Cospa-Bote“ Ausgabe 12-2/2015, S. 11). Am Rande der Quellen „In der Ziskau“ zwischen Cospeda und Lützeroda, und am Bach standen dicht an dicht die Sumpfdotterblumen mit ihrem prächtigen Gold; einige ihrer Knospen sammelten wir für die Eltern, die sie in Essig einlegten und als Ersatz nahmen für Kapern, die es in der Ostzone und frühen DDR nicht gab. Die Eltern konnten nämlich ihre alte Ansicht nicht ablegen, dass die Beigabe von Kapern für Hühnerfrikassee unabdingbar sei. Auf den feuchten, aber nicht mehr ganz so nassen Wiesen rund um das „Boernchen“ (Quellen und Pappelgruppe an der Straße nach Cospeda) wuchsen Massen von Trollblumen: Ob sie jetzt dort immer noch oder nun wieder wachsen?

Unvorstellbar in unserer heutigen Zeit: An die 20 gebundene Sträuße vom „Frauschuh-Orchideen“ stellte ich zusammen, in anderen Wochen eben so viele mit den dunkelgelben Wiesenschlüsselblumen (weniger von den größeren, aber helleren Waldschlüsselblumen), um sie auf der Straße in Jena, z. B. vor dem Zeiss-Haupteingang, öffentlich zu verkaufen (verkaufen musste!). Noch heute erinnere ich mich an die Aufforderung meines Vaters, weil mein Verkauf zu langsam, langsamer als sein eigener an anderer Stelle lief: „Du musst laut rufen: Leute kauft Blumen!“ Das brachte ich aus Stolz, wohl eher aber aus Scham über unsere Armut, nicht über meine Zunge: Ich war in dieser Zeit 10 bis 14 Jahre alt. Kiloweise habe ich die Blüten von Schlüsselblumen gepflückt: Nach staatlicher Aufforderung wurden sie für Arzneizwecke gesammelt; sie wurden auf unserem Dachboden auf Zeitungen getrocknet und dann zur Sammel- und Aufkaufstelle in die Schule gebracht, wo sie gewogen und nach Gewicht bezahlt wurden. Für getrocknete Huflattich- oder Spitzwegerichblätter oder für Johanniskraut gab es weniger Geld, und an die Zweige von Linden, um deren Blüten abzurufen, kam ich nur ausnahmsweise heran.

Im Herbst holten wir Körbe weise Pilze aus dem Isserstedter Wald, besonders auch Stockschwämmchen, die an vielen Linden- und Buchenstubben wuchsen, die durch den besonders intensiven Holzeinschlag nach 1945 übriggeblieben waren. Manche von diesen Baumstubben wurden für Brennholz gerodet; das war eine schwere Arbeit, zuerst beim Freilegen und Ausbuddeln per Hand mit Spaten und Kreuzhacke, dann beim Aufspalten und Zerkleinern; zu diesen Arbeiten wurde ich erst später und nur ausnahmsweise hinzugezogen. In den 50er Jahren kam dann das fachmännische Sprengen der größeren Stubben auf, jedes

Mal eine aufregende, nicht ungefährliche Aktion, die ich in notwendigem Abstand und versteckt hinter einem dicken Stamm verfolgen konnte. Von großer Bedeutung für unsere Ernährung als anfangs landlose Familie war das Stoppeln (Nachlese) auf den Getreide- und Kartoffelfeldern, wobei wir als Ortsansässige im Vorteil gegenüber den Städtern aus Jena waren, die auf den von uns schon abgelesenen Feldern entsprechend weniger einsammeln konnten. Besonders großen Spaß machte das Stoppeln von Mohnkapseln, im Wald aber das Aufsammeln von Bucheckern (alle paar Jahre): Diese Samen-Früchte wurden ins Reformhaus von „Tonndorf“ am Jenaer Markt gebracht, wo eine Ölmühle betrieben wurde; für wenig Geld bekamen wir dann nach kurzer Zeit gutes Mohn- und Eckernöl (Buchöl). Aber auch Runkelrüben für das Schwein, für unsere Kaninchen und Ziegen wurden „gestoppelt“, ebenso die abgebrochenen, aber zuckerreichen Spitzen der Zuckerrüben, die in einem Holztrog kleingehackt, dann gekocht und ausgepresst wurden, um Sirup zu gewinnen. Unerlässlich dafür war unser kupferner Kessel in der Waschküche: In ihm wurde jährlich auch Pflaumenmus gekocht, das beim Eindicken leicht anbrennen konnte und deshalb ständig mit der Rührkrücke bewegt werden musste; die heißen Spritzer spritzten bis an die Decke, manchmal auch ins Gesicht, wenn man sich nicht vorsah. Zur Geschmacksbereicherung wurden grüne Walnussschalen (Fruchthüllen) mitgekocht. In diesem runden Kessel wurden am Schlachttag, jeweils im Januar oder Februar, auch die Würste und das Schweinefleisch gekocht, – die Wurstsuppe war köstlich!

Jeden Sonnabend aber verwandelte sich der gleiche Kessel in eine „Badewanne“ für unsere Familie (damals vier Personen, bis 1954), denn ein Bad mit einer richtigen Wanne besaßen wir nicht. Der Kessel stand fest über einem kleinen Feuerraum, quasi wie ein Herd. In diesen Kessel passten etwa 80 Liter Wasser, die mit Eimern eingegossen wurden. Nachdem das Wasser erhitzt war, prüfte man mit dem Finger die Temperatur und stieg dann über einen Stuhl hinein, wobei das Feuer zwischendurch nicht völlig gelöscht, sondern nur etwas heruntergefahren wurde. Ich erinnere mich diesbezüglich an eine „heiße“ Begebenheit, ich war 12 oder 13 Jahre alt und badete schon allein: Ich hockte bis zum Hals im Wasser, die Beine eng angezogen; plötzlich wurde der Boden sehr heiß, weil das Feuer unter dem Kessel hörbar wieder aufgeflammt war. Voller Angst rief ich meine Mutter von oben aus der Küche, die mir einen großen Topfdeckel gab, auf dem ich nun sitzen konnte. Nachdem alle gebadet hatten, – nur manchmal wurde für den nächsten neues Wasser eingefüllt –, musste das Wasser herausgeschöpft werden, denn der Abflusshahn war durch das Pflaumenmus-Kochen dauerhaft verstopft.

Solange mein Vater im Wald arbeitete, sammelten wir mit unserer Mutter Reisig und banden Faschinen, wobei es immer Probleme mit dem Bindfaden gab, denn Papierstrick war knapp, weshalb manchmal Weidenruten zum Binden benutzt wurden. Die Faschinenbündel haben wir entweder an Waldwegen zum Abtransport aufgeschichtet, oder mit dem Handwagen nach Hause geschafft und von dort aus an Lützerodaer und Cospedaer Bauern gegen Weizen (seltener auch Gerste) eingetauscht, manchmal waren es mehrere Hundert Faschinen; sie dienten in den Dörfern zum Anheizen der Backöfen, wir selber brauchten sie nicht, da wir keinen richtigen Backofen besaßen. Dieses Tauschgetreide und unser eigener, seit 1950 angebauter Weizen, der mit der Sense gemäht, mit Strohseilen gebündelt und dann nach Brandenburger Art in „Mandeln“ (acht zu acht; in Thüringen kannte man nur „Puppen“) zum Trocknen aufgestellt, mit „Dörings“ Ochsenwagen ins Dorf geschafft und dort mit „Dörings“ Dreschmaschine in deren Scheune gedroschen wurde, brachten wir alle paar Wochen, nach und nach, in mehreren Aktionen mit dem Handwagen nach Cospeda in die Mühle zu Müller Borawczak, später zu Frau Straßburg. Meist wurde nur Schrot und Kleie gemahlen, die sparsam an unser Schwein, an die Ziegen im Winter, an die Hühner und Gänse verfüttert wurden. Weizenmehl wurde nur wenig hergestellt; es diente nicht zum Brotbacken, auch nur teilweise zum Kochen (Milch-Mehl-Suppe = unsere tägliche „Kliebensuppe“ nach

Brandenburger Art; Pudding; Andicken von Soßen usw.), als vielmehr zum wöchentlichen (!) Kuchen- und Plätzchenbacken.

Das Dengeln von Sensen und das Getreidemähen unserer kleinen Flächen waren nicht einfach, haben aber wenigstens Spaß gemacht. Doch das Ausdreschen in der Scheune, bei dem ich als 15- bis 18/19-Jähriger mehrfach das Öffnen und Ausbreiten der Garben und das anschließende Einlegen in die Dreschmaschine übernehmen musste, habe ich als üble, hektische Staubarbeit bei höllischem Lärm in schlechter Erinnerung.



Familie Spehr bei der Getreideernte.

Unsere Ernte von den beiden kleinen Pachtfeldern ergab jährlich etwa drei bis vier Zentner Weizen und ebensoviel Kartoffeln, die mit der Hacke geerntet und bis zum nächsten Sommer im Hauskeller gelagert wurden. Das normale Brot wurde noch einige Zeit nach 1945, wohl nach örtlicher Tradition aus der Vorkriegszeit, mit einem von einem Pferd gezogenen Bäckerwagen (Kutsche) aus Vierzehnheiligen(?) nach Lützeroda gebracht und auf der Dorfstrasse verkauft. Später gehörte es zu meinen Aufgaben als 11- bis 15-Jähriger, nach Isserstedt zur Bäckerei „Jahn“ zu laufen und von dort ein „Sechspfünder“ zu holen. Die „Jahn’sche Bäckerei“ behielt wegen ihres Qualitätsbrot (heutige Termini: Steinofenbrot, doppelt- oder dreifach gebacken) über mehrere Jahrzehnte hinweg überregional ihren guten Ruf. Nach Isserstedt führte damals ein schmaler Fußweg quer durch den Wald und ich spüre, tatsächlich noch heute nach so vielen Jahren, den glatten, ungewohnt steinfreien und kühlen, leicht feuchten Lehm Boden an meinen Fußsohlen.

Es war ein großer Einschnitt in unseren, auch meinen eigenen, frühen Lebensraum, als um 1952/53 die Russen mitten im Isserstedter Wald, zwischen dem „Mörtelgraben“ und dem „Hörtelgraben“ (bei Isserstedt) ein Areal von etwa 600 x 400 m mit einem hohen, doppelten Stacheldrahtzaun umgaben; auf mehreren, anfangs primitiv aus Holzstämmen errichteten Wachtürmen waren nun Tag und Nacht Soldaten postiert, die piffen, wenn wir als Kinder ihren hölzernen Postentürmen zu nahe kamen. Über die Funktion dieses „Russensagers“ wurde damals viel gerätselt. Als ich um 1998 auf der Suche nach den Spuren aus meiner Jugend diesen inzwischen wieder zugänglichen Wald durchstreifte, fand ich etwa 20 verstreut liegende Erdbunker, vermutlich zur Lagerung von Munition. Darüber, ob das Lager schon in den 80er Jahren von den Russen aufgegeben worden war, oder erst nach der Wende 1991/92 verlassen werden musste, bin ich als längst Weggezogener nicht informiert; erfreulich aber war für mich bei dieser letztmaligen Besichtigung, dass sich unser Wald mit vielen jungen Laubbäumen wieder zu erholen schien.

Jedenfalls war durch dieses geheimnisvolle Militärdepot der erwähnte schöne Fußweg nach Isserstedt über etwa 35 Jahre unterbrochen. Als Junge allein durch ein anderes, als „fremd“ empfundenes Dorf zu gehen, wenn es nicht das Dorf mit der eigenen Schule war, ist in der Zeit nach dem Krieg, und noch lange bis in die 50er Jahre hinein, ein gefährliches Unterfangen gewesen, man hat es nach Möglichkeit vermieden: Sich zusammenzurotten,

andere Jungen mit Knüppeln und Steinwürfen ernsthaft zu attackieren, war an der Tagesordnung; noch heute trage ich auf dem Hinterkopf mehrere, natürlich längst überwachsene Wundmale von diesen „Kämpfen“. Ob diese Verrohung, Aggression und Bandenbildung eine Folge des Krieges war, der von allen Erwachsenen stets als „verloren“ empfunden und bezeichnet wurde? Sobald die Russen nach einem ihrer Manöver aus dem Innern des Dorfes abgezogen waren, stürzten wir auf die Strasse und spielten „Krieg“; einer von den Einheimischen hatte eine hölzerne Maschinenpistole aus der Vorkriegszeit, an der Seite mit einer Kurbel zum Antreiben einer Knarre für das „Trommelfeuer“. Wir Kinder setzten den Krieg fort, doch musste der abhanden gekommene „Feind“ jedes Mal neu gefunden werden. So war das Herumspielen mit Munition und sogar mit richtigen Waffen bei uns gang und gäbe: Während der Sportstunden in Cospeda staunten wir über den Bauch und die Brust von Ulli Stiebritz, die eine einzige große Narbe waren, sogar Rippen fehlten: Er hatte im Sommer 1945 direkt hinter einem älteren Jungen gestanden, als dieser im Spiel eine richtige Panzerfaust abfeuerte. Ich selber habe zwischen den Fugen einer trocken gesetzten Böschungsmauer im „Ziskauer Tal“ um 1950 eine schwere, eiförmige Stahlkugel mit gerippter Oberfläche gefunden, die dort versteckt worden war; das Ding war so groß wie ein Gänse-Ei, aus dem heraus an einem Nippel ein kurzer Eisendraht hing. Mit meinem Freund Jochen diskutierte ich die Möglichkeit, an diesem Drahtzipfel eine Leine zu befestigen, um so eine schöne Waffe in Gestalt einer Schleuder-Bola zu besitzen. Irgendein Erwachsener, nicht meine unwissenden Eltern, hatte aber erkannt, dass es sich bei dem Fundstück um eine funktionstüchtige Eierhandgranate handelte, zum Glück rechtzeitig, sonst könnte ich mit Sicherheit diese Erinnerungen hier nicht aufschreiben. Die Polizei holte dann die Granate bei uns zu Hause im „Landhaus“ ab, mit beeindruckender Vorsicht. An anderer Stelle in den Steinrippen fand ich einen Revolver (Pistole 08), ziemlich dick verrostet, mit verfaulten hölzernen Griffschalen, im Magazin noch drei schöne, scharfe Messingpatronen; es blieb rätselhaft, ob auch diese Waffe zu Kriegsende versteckt oder weggeworfen worden war. Aber vor allem anderen: Ein um ein oder zwei Jahre älterer Junge aus Lützeroda („Eddie“, Halbweise? Pflegesohn bei Edgar und Hildegard Wackernagel; letztes Haus links am Ortsausgang nach Cospeda) führte mich zu einem ehemaligen Truppenlager oder Munitionsdepot mitten im Walde nahe an der Strasse (damals degradiert zum Waldweg) von Closewitz nach Altengönna. Es muss 1945 gesprengt oder niedergebrannt worden sein, alle noch verwendbaren Materialien wie Bretter oder Steine waren längst abgefahren worden: Doch sah man noch die Standplätze der Baracken. Dort waren dicht unter dem Laub und unter Fetzen von Dachpappe, zwischen Seifestücken, Rasierpinseln und Zahnpastatuben, große Mengen von Maschinengewehr-/Karabiner-Patronen zu finden, teils nur noch die Hülsen aus Messing oder Eisen ohne Geschoss, meist aber auch vollwertige Patronen; zum Freilegen genügte ein einfacher Holzstock. Unter den dortigen Funden befand sich sogar eine mit einem wasserdichten Deckel verschlossene, grüne Munitionskiste, die etwa drei unversehrte Patronenketten mit jeweils etwa 50 Schuss enthielt. An diesen Platz, – noch heute könnte ich die ansonsten unauffällige Stelle meteregenau angeben –, kam ich später mehrfach zurück, wegen der Geheimhaltung immer allein. Die Patronen, – Messing- und Eisenhülsen –, öffnete ich zu Hause, manchmal allein, manchmal mit anderen zusammen, vorsichtig mit einer Kneifzange, um an das anthrazith-glänzende Plättchenpulver zu kommen, das im Feuer je nach Menge eine kurze, mehr oder weniger hohe Stichflamme ergab. Die leeren Hülsen wurden Hände weise ins Lagerfeuer geworfen, wo ihre Zündhütchen in unregelmäßigen Abständen knallten, ohne dass uns Herumstehenden bewusst geworden wäre, wie gefährlich auch diese Spielerei war. Nur einmal haben wir ein großes Holzfeuer bewusst dicht neben einem Beton-Kanalrohr angebrannt und dann hunderte scharfer Patronen auf einmal ins Feuer geworfen und sind dann zu Dritt schnellstens in das Rohr gekrochen, wo wir auf den Bauch liegend etwa eine Stunde ausgeharrt haben, bis der mutmaßlich letzte Schuss losgegangen war: Die meisten Patronen waren seitlich zerplatzt.

Am folgenden Tag kamen zu uns nach Hause zwei Polizisten zum Verhör, ich war immerhin schon 14 oder 15 Jahre alt: Das echte Trommelfeuer hatte mehrere Bauersfrauen, die auf den „Cospo Bergen“ gerade beim Kartoffellesen waren, so sehr erschreckt, dass sie nach Hause ins Dorf geflüchtet waren und die Sache gemeldet hatten; ich als ältester konnte mich nur mit der Lüge herausreden, wir hätten nur leere Patronenhülsen ins Feuer geworfen, die ausnahmsweise noch geknallt hätten. Bedenklich: Immerhin war der Krieg damals schon sieben oder acht Jahre vorbei! Doch dieses nachlebende „Kriegsspielen“ verband sich ab etwa 1955 mit der damals beginnenden Aufrüstung und Militarisierung in der DDR: Einige 20- oder 25-Jährige aus Lützeroda durften im Rahmen der FDJ oder der GST (Gesellschaft für Sport und Technik) mit Kleinkalibergewehren hantieren, was ich selber damals mit Neid registriert habe: Sie bauten im Wald, wenige hundert Meter vom Landhaus entfernt, gegen den Berghang als Kugelfang einen provisorischen Schießstand; nach jeder Übung sammelte ich aus dem Lehm unter der Schießscheibe einige der unterschiedlich beschädigten Bleigeschosse.

Meine beiden Cousins hatten in einer Nerkewitzer Scheune eine Vorderlader-Pistole gefunden; es war eine große, schwere Pistole von etwa 35 cm Länge, der Holzgriff war mit unverziertem Messingblech beschlagen, nur der Ladestock fehlte; die Pistole stammte aus den 17. oder 18. Jahrhundert. Da meine beiden Cousins in Nerkewitz damit nicht herumlaufen, geschweige denn schießen konnten, hatten sie die Waffe mit zu uns ins „Landhaus“ gebracht, wo sie über mehrere Jahre im Hühnerstall versteckt wurde. Wir haben eine Portion von unserem Schießpulver in den Pistolenlauf geschüttet, dann einige Stücke klein gehacktes Blei eingefüllt und beides abschließend mit zerrissenem Zeitungspapier festgestampft; dann gab ein Zweiter (mein Bruder oder mein Freund oder Cousin) vorsichtig etwas Pulver auf die Pfanne. Ich als ältester, – damals zwischen 14 und 17 Jahre alt –, hielt die Waffe mit zwei Händen, der Nebestehende zündete mit einem Streichholz das Pulver auf der Pfanne an, es gab eine kleine Stichflamme, aber nichts passierte. Mehrere Tage dachten wir über den Misserfolg nach, bis ich den Einfall hatte, den Deckel der Zündpfanne sofort nach dem Anbrennen des Pulvers herunterzuklappen. Das war tatsächlich des Rätsels Lösung gewesen: Nach dem Feuer setzen auf der Pfanne zischte es nun ein oder zwei Sekunden gefährlich in der Pistole, dann gab's einen gewaltigen Knall, der im „Ziskautal“ verhallte. Nur gut, dass ich die Pistole schon beim ersten Versuch mit beiden Fäusten gehalten habe, denn meine Arme wurden nach oben gerissen; das Stopfpapier war in tausend Stückchen zerfetzt, es roch nach Pulverdampf; vermutlich hatten wir schon am Anfang, und dann immer wieder, viel zu viel von dem neuzeitlichen, hochexplosiven Pulver eingefüllt; möglicherweise hatten wir sogar Glück, dass uns der Pistolenlauf nicht geborsten ist, freilich war dieser aus einem Stück geschmiedet, und nicht gegossen. Wegen der umständlichen und geheimen Vorbereitungen haben wir von unserer versteckt gelegenen Gartenlaube aus geschossen, meist in die Luft, aber einige Male auch auf den hölzernen Gartenzaun in etwa 20 m Entfernung gezielt: Dort hat dann das gehackte Blei mehrere Zaunslatten zerfetzt, wobei der Streukreis mit etwa 2 m Durchmesser gut abzulesen war; freilich mussten wir den Schaden jedes Mal wieder notdürftig reparieren. Einmal hatten wir die Füllung im Lauf zu fest gestampft. Das führte zu einer gefährlichen Situation: Nach der Zündung flog der geschlossene Deckel der Zündpfanne wieder hoch und aus dem Zündkanal zischte mit ziemlichen Druck eine Stichflamme, mit der das gesamte Pulver im Pistolenlauf ausbrannte! Was nun? Mit einem mehrmals glühend gemachten Eisenstab musste ich das Stopfpapier aus dem Lauf langsam zerbrennen und herausholen. Irgendwann um 1960/62 war diese alte Vorderlader-Pistole aus ihrem Versteck im Dach des Hühnerstalls verschwunden, niemand wusste wohin. Schade! Es wäre für mich ein schönes, antikes Erinnerungsstück gewesen, eine interessante Dekoration geworden!

Wie unüberlegt, ja fahrlässig wir „spielten“, zeigt eine andere Begebenheit: Wir hatten irgendwo den Doppellauf einer Schrotflinte gefunden und aus dem Dorfschutt mehrere, unförmige Stücke Bleirohr gesammelt. Ich kam nun auf die verrückte Idee, das Blei in

„ordentliche“, dicke Stangen zu gießen. Keiner weiß warum? Nur einfach so! Jedenfalls schien dafür der Lauf der Flinte gut geeignet zu sein. Wir brachten das Blei in einem alten Kochtopf zum Schmelzen, mein Kamerad hielt mit einer Zange das Gewehr und ich goss das flüssige Blei aus meinem Topf, den ich mit einer zweiten Zange gefasst hatte, in den kalten(!) Flintenlauf: Es knallte wie ein richtiger Schuss, das spratzend-explodierende Blei pfiß auf Nimmerwiedersehen hoch durch die Baumäste, dicht an meinem Kopf vorbei, den ich bei der Hantierung notgedrungen nahe am Gewehrlauf gehalten hatte. Das war eines von mehreren Ereignissen in meinem Leben, bei denen unsichtbar ein treuer Schutzengel neben mir gestanden hat.

Ich habe das Buch von „Max und Moritz“ zwar nie besessen, doch von irgendwoher muss ich doch auf den Streich des „Angelns“ von Hühnern gekommen sein: Jedenfalls band ich einmal harte Brotrindenstücke an Zwirnsfäden und legte sie vor unseren Hühnern aus; tatsächlich verschluckten zwei Hennen den Köder, doch bei mir folgte auf die Begeisterung sofort die Angst; nur durch heftiges Ziehen waren die Brocken aus den Hälsen der Hühner zu entfernen. Zu diesen Streichen gehörte auch das Anlegen von Feuer: Überall reizten im zeitigen Frühjahr dürres Gras und Brombeergestrüpp an den trockenen Hängen zum Anzünden. Jeder Spaß aber hörte auf, und blanke Angst breitete sich bei uns aus, wenn das Feuer aus dem Ruder lief und in den Wald oder auf einen Holzzaun oder gar auf einen Schuppen übergreifen wollte; solche gefährlichen Situationen kamen mehrfach vor. Wie wild schlugen wir dann beim Löschen mit Ästen und unseren Jacken auf die Flammen. So hatten wir einmal das alte, dürre Gras um die Pappeln beim „Boernchen“ an der Strasse von Lützeroda nach Cospeda, am oberen Rand des „Ziskauer Tales“, angebrannt und wie gewohnt vorsichtig und geduldig ausbrennen lassen: Alles war scheinbar erloschen und kein Rauch mehr zu sehen! Wir hatten allerdings nicht bemerkt, wie die Flammen durch die hohlen Wurzeln zweier Pappeln in die hohlen Stämme gekrochen waren und dort bestes, trockenes Brennmaterial vorfanden. Bald nach unserem Weggehen brannten die dicken Stämme wie Schornsteine mit günstigem Luftzug von unten, Flammen und Rauch schlugen oben in 8 m Höhe lichterloh aus den Astlöchern heraus. Die Lützerodaer Feuerwehr rückte aus und leitete von oben her Löschwasser in die brennenden Stämme. Noch am selben Abend kamen Männer von der Feuerwehr und der Polizei zu uns nach Hause und drohten mit Strafzahlungen für die Eltern; glücklicherweise ist die Sache im Sande verlaufen; auch die schönen Bäume haben überlebt, doch konnte man ihre Brandwunden noch Jahrzehnte später sehen. Andere Lützerodaer Jungen haben in diesen Jahren mehrfach ganze Strohschober abgebrannt, wobei ich über die Folgen nicht informiert bin. Noch „krimineller“ waren andere Aktionen, bei denen ich nicht mehr weiß, wer jeweils der Anstifter war: Etwa zwei Male zogen wir hinunter ins Mühlthal und zogen große Äste quer über die Fernverkehrsstrasse, auf der damals nur alle paar Minuten ein Auto kam; dann beobachteten wir aus einem Versteck heraus das erste gestoppte Auto, dessen Fahrer aussteigen und die Äste forträumen musste, dabei aber auch nach den Verursachern Ausschau hielt. Bei Verwandtenbesuchen in Nerkewitz demolierten wir zusammen mit unseren beiden Cousins einige leerstehende Gartenhäuser am sonnigen Südhang des Gönnertales. Ein anderes Mal stiegen wir auf das Dach des Wochenendhauses des Jagdpächters Möhring (aus Jena) bei Cospeda und füllten den Schornstein bis obenhin voll mit Steinen. Vermutlich waren solche angestauten Aggressionen bei uns Nachkriegskindern eine Folgeerscheinung der Erlebnisse in den Jahren zwischen 1944/45 und 1950/53. Als Jungen wetteiferten wir damit, wer am längsten barfuss über ein Stoppelfeld rennen konnte, was nicht sehr schmerzhaft war; doch manchmal wurde ein abgemähtes Luzernefeld vorgeschlagen, sodass nach dem Lauf alle Fußsohlen bluteten. Einmal wurde auch gewettet, wer einen lebenden Regenwurm verschlucken könne, doch dabei habe ich nur zugehört und gestaunt.

Auch bei mildereren Temperaturen im Frühjahr und Herbst hat uns die Mutter für den Schulgang nach Cospeda das Anziehen einer Jacke und das Aufsetzen einer Mütze aufgezwungen: Kaum hatten wir das Haus verlassen, zogen wir diese Sachen wieder aus und versteckten sie heimlich im Schuppen, um sie nach dem Zurückkommen zumindest in der Hand zu tragen; wir waren trotzdem vom Herumtoben verschwitzt.

Einmal haben mich Cospedaer Jungen nach Unterrichtschluss mitgenommen (um 1949/50) auf einen Scheunenboden(?) hinter dem Gasthof „Zum Grünen Baum zur Nachtigall“, der damals noch im Besitz des Gastwirts Walter Lange (1887-1969), des „Napoleon von Cospeda“ war. Irgendwo hatten sie ein Eingangsloch entdeckt: Dort lagerten die (versteckten, aus der Gaststube ausgeräumten?) privaten Sammlungsbestände des Theater-Napoleon, die mit der Schlacht bei Jena von 1806 in Verbindung standen, die oder deren Reste später dann in das von der Friedrich-Schiller-Universität gestaltete und 1956 eröffnete Gedenkmuseum im Seitenanbau des Gasthauses kamen. Ich erinnere mich in der Aufregung bruchstückhaft an einen dunklen Raum, in dem ein paar Säbel und Uniformen(?) aufblitzten.

Üblich waren in den ersten Jahren nach dem Kriege auch einfache, friedliche Spiele. Zu Hause: Hölzerne Garnrollen wurden mit gedrehten Gummis in Spannung versetzt und konnten langsam über den Tisch kriechen. Draußen: Hoch- und Weitschießen mit dem Bogen aus Haselnuss, die Pfeile aus Schilfrohr, das nur im Sumpf in der „Ziskau“ wuchs; richtiges Kolbenrohr hatten wir leider in unserem Schweißgebiet nicht zur Verfügung. Eine andere Beschäftigung war das Treiben eiserner Radreifen oder alter Räder von Fahrrädern (ohne Gummibereifung) mit einem kurzen Stock, ebenso das Führen einzelner Kinderwagen-Räder mit einem längeren Gabelstock; in beiden Fällen musste man tüchtig rennen, die staubige Dorfstrasse auf und ab, zur Sommerzeit natürlich barfuss. Zum „Treiben“ auf der Dorfstraße (eigentlich „Schlagballwerfen“) wurden zwei Zweier- oder Dreier-Mannschaften gebildet, die im Abstand von etwa 30 bis 50 m von einander standen; wir besaßen natürlich keinen richtigen Schlagball, sondern wir nahmen dazu einen einfachen, handlichen Stein; wenn er angeflogen kam, musste man beiseite springen, was nicht sonderlich schwer war. Mit solchen Voraussetzungen war ich dann, ohne besonderes Training, im Sport am Ende der 8. Klasse ziemlich gut: Auf unserem Sportplatz (schmale Waldwiese auf dem „Baiers-Berg“ hinter der Cospedaer Kirche) erreichte ich im Weitwurf, damals schon mit einem echten Schlagball, die Weite von 83 m, und im Hochsprung, barfuss und über eine gespannte Schnur in Hocke auf festem Rasen, eine Höhe von 132 cm; meine „Werte“ im Weitsprung habe ich vergessen, ebenso, ob zur Prüfung eventuell ein Kurz- und Langstreckenlauf verlangt wurde. Auf dem Abschlusszeugnis konnte oder wollte mir Lehrer Thieme im Fach „Sport“ trotzdem keine „Eins“ geben, da ich bei seinem geliebten Fußball, zum Beispiel bei den Spielen gegen die Closewitzer und die Krippendorfer auf dem Sportplatz am „Steiger“, nur gelangweilt herumgestanden hatte und er als Schiedsrichter brüllen musste: „Spehr, Sie Sofa!“. Geräteturnen gab es damals in Cospeda verständlicherweise nicht, ebenso wenig wie Schwimmen.

Mein erstes Fahrrad kaufte mein Vater für 25 Mark; es war eine alte, verrostete Karre, wurde mir aber nach kurzer Zeit ziemlich lieb; mit diesem Rad fuhr ich ab 1953 täglich nach Jena durchs Mühlthal zur Oberschule; seit 1957/58 besaß ich dann ein neues Diamant-Fahrrad, mit dem ich nun zur Uni fuhr. Das Fahren bergab in 20 Minuten war kein Problem und machte Spaß, allerdings musste ich bei Regenwetter jedes Mal kurz vor Unterrichtsbeginn in der Schultoilette den Spritzdreck aus Gesicht und Haaren waschen und dann die anschließende Zeit in nassen Sachen verbringen. Zurück nach Lützeroda ging es dann nur bergauf, das letzte Stück durch den Wald zum „Landhaus“ musste ich schieben. Diese jahrelange „Quälerei“ hat dazu geführt, dass ich mein Fahrrad 1962 zwar mit nach Dresden genommen habe, aber nie wieder Fahrrad gefahren bin, mit Ausnahme während der Hochzeitsreise (1963) für die Fahrten vom Zeltplatz in Born am Bodden durch den Darß zum Ostsee-Weststrand.

Während der Winter zwischen 1946 und etwa 1950 musste jeder Schüler in bestimmten Abständen täglich ein Brikett mit in die Schule nach Cospeda bringen, damit der kleine Kanonenofen im Klassenzimmer angeheizt werden konnte. Reihum liefen das begehrte Recht und der Dienst, mitten in der Unterrichtsstunde aufstehen, das Feuer in diesem Ofen schüren und Holz oder Kohlen nachlegen zu dürfen. An Strafen waren dem Lehrer erlaubt: In der „Ecke-Stehen“ mit dem Rücken zur Klasse oder „Stehen“ draußen auf dem Flur vor dem Klassenzimmer, nicht mehr. Etwa 1951 erhielt unsere Schule die erste, große Wand-Landkarte; sie wurde nur zur Geographiestunde aufgehängt und stand ansonsten zusammengerollt in der Ecke. Eines Tages entstand um diese Landkarte große Aufregung, die über Tage anhielt und auch mehrere Elternteile einbezog: Ein Eckensteher hatte innerhalb seiner Strafzeit unbemerkt ein großes Loch in das dicke Papier gebohrt, geleckt und gefressen. Nach einer Woche war nun nicht mehr so einfach festzustellen, wer diese Untat begangen hatte, – es wurde damals sogar von Regresspflicht der Eltern gesprochen. Alle paar Wochen erhielten wir als Erst- bis Viertklässler die Aufforderung, zu Hause die Hände gut zu waschen und besonders auf den Zustand der Fingernägel zu achten: Am folgenden Tag mussten wir alle unsere Hände auf die Tischplatten der Sitzbänke legen und der Lehrer/die Lehrerin ging zur „Fingernagel-Kontrolle“ durch den Mittelgang und an den Seiten der Bänke entlang. Zwei- oder dreimal im Jahr kam aus Jena ein „Vorleser“ zu uns; dafür musste jeder einen Groschen abgeben. Dieser ältere und gesetzte Mann nahm vorn am Lehrertisch Platz und las aus einem Buch eine Geschichte oder ein Märchen vor, mit deutlicher Aussprache und besonderer Betonung; während dieser Stunde war es in der Klasse mucksmäuschenstill. Der Fußboden des Klassenzimmers war gedielt und die Nagelköpfe hatten sich hier und da ein wenig gehoben, sodass man sich gelegentlich die Zehen aufriss. Die Dielenbretter wurden ab und zu im Jahr geölt, zum Leidwesen unserer Mutter: Sie hatte dann nämlich mit dem Schrubben unserer schwarzen Füße einige Not (Tonseife war knapp), wenn wir abends zu Hause in eine Schüssel zum „Füße Waschen“ gestellt wurden. Denn von Mai bis Ende September gingen wir (nicht alle) bei fast jedem Wetter barfuss zur Schule, zwei Kilometer hin, zwei Kilometer zurück. Einmal, es dürfte Anfang Oktober 1950 gewesen sein, war im Laufe der Unterrichtsstunden ein Kälteeinbruch eingetreten und es hatte ein wenig geschneit, ich aber musste barfuss zurück nach Lützeroda ins „Landhaus“. Die Folgen waren: 14 Tage Bettruhe mit großen, rheumatischen Schmerzen. Gott-sei-Dank haben die meisten Erlebnisse einen positiven Verlauf genommen, jedenfalls erscheint es in der Erinnerung so; einige haben schlimm oder gefährlich begonnen und sind doch gut zu Ende gegangen. Es ist vermutlich nicht lohnend, sie alle zu erzählen. Nur einmal, wohl in der 8. Klasse, war ich in der Pause nach Streit mit einem Kameraden (Klaus? Dombrowski) in einem ernsten Ringkampf geraten, eingeklemmt zwischen Schulbänken: Alle schauten zu, bis sie merkten, dass ich den anderen im Würgegriff hatte und dieser zu ersticken drohte; sie riefen laut nach dem Lehrer Thieme, der mich mit festem Griff an den langen Haaren von meinem Gegner zog.

Bei einem Heimgang aus der Schule hat mich mitten auf der Dorfstrasse in Cospeda (vor Leidolphs Haus) der harte Flügelschlag einer Gans am Hinterkopf getroffen; die Gruppe von Gänsen hatte irgendwer aufgeschreckt, sie waren laut kreischend in geringer Höhe von oben nach unten mit hoher Geschwindigkeit angesegelt gekommen und eine von ihnen hat mir nicht mehr ausweichen können; freilich war mein Schreck damals größer als der Schmerz. Bei uns zu Hause wurden unseren Gänsen meist die Flügel beschnitten, um sie am Wegfliegen zu hindern. Zwei andere, aber wirklich negative Erlebnisse sind ebenfalls mit Heimwegen aus der Schule verbunden: Zweimal hat mich auf der gleichen Dorfstrasse ein aggressiver Hund gebissen, der ansonsten auf irgendeinem Hofe an der Kette lag. Das schlimmere Mal, schon wenige Minuten nach Unterrichtsschluss und dicht unterhalb der Schule in Höhe des Feuerlöschteiches, biss der Köter so fest zu, dass ich mit einer ordentlichen Wunde in der Wade nach Hause kam. Die Verletzung fing bald an zu eitern, der Landarzt kam und ich musste 14 Tage das Bett hüten. Seitdem bin ich kein großer Freund von Hunden mehr! Wir

selber aber besaßen zu Hause über lange Jahre einen weißen, glatthaarigen Wolfsspitz, den wir vom ehemaligen Verwalter und Vormieter („Schmidt“) übernommen hatten; es war quasi „mein“ Hund. Jeden Morgen, vor der Schule, musste ich unsere beiden Ziegen mit diesem Hund an einen Waldrand oder bebuschten Wiesen- oder Wegrand führen, den ich selber auswählen durfte; dort wurden die Ziegen angebunden und mein Spitz „Schnauzel“ bewachte sie, als seien sie seinesgleichen; wenn ich nachmittags von der Schule heimkam, – in höheren Klassen hatten wir auch manchmal bis abends 19 Uhr Schule –, pflockte ich die Tiere ein paar Meter daneben an anderen Büschen fest, wo sie bis zum Heimholen am Abend blieben. Nur bei sehr heißem Sommerwetter erhielten sie etwas Wasser zum Saufen. Noch heute weiß ich genau, welche Blätter und Zweige eine Ziege am liebsten frisst: Vor dem Heimholen habe ich die Tiere noch einmal zu frischen, schmackhaften Büschen geführt und dabei die Tiere interessiert und nachdenklich beobachten können, was sollte man bei einer solchen Beschäftigung auch anderes tun? Unsere späteren Schafe fraßen viel lieber einfaches, aber kurzes Gras und unsere Kaninchen bevorzugten eher Löwenzahn, Spitzwegerich oder Klee.

Es waren nicht etwa Schule oder Sport oder Ballspiele oder andere laut-lustige Vergnügungen (ein Kofferradio habe ich nie besessen), die mich beschäftigten und die meine Tage ausfüllten. Es war ganz anders als bei den Stadtkindern, z. B. bei meinen späteren Kameraden aus der Jenaer Oberschule; es war auch anders als bei vielen Dorfkindern, ganz anders natürlich auch als heute allgemein und bei meinen eigenen Kindern und Enkeln: Wie köstlich haben die heißen Kartoffeln mit ihrer gebratenen Haut geschmeckt, die man aus der



Asche des herbstlichen
Kartoffelkraut-Feuers herausfischte!

*Ziskauer Tal und Cosper Berge.
Kartoffelfeuer im Herbst 1959.*

Auch denke ich mit stiller Wehmut daran zurück, wie schön es war, einen besonders glatten und geraden Haselnussstock zu suchen, abzuschneiden und zu verzieren, zwischendurch eine Pfeife aus einer saftigen Weidenrute zu machen, und

immer wieder einfach Langeweile zu haben, die alles andere als quälend war. Über mehrere Jahre habe ich sehnsüchtig auf den Besitz einer richtigen Trillerpfeife gewartet. Mit 12 oder 13 Jahren erhielt ich auf Wunsch von den Eltern meine erste Mundharmonika, zwei oder drei Jahre später eine größere, doppelseitige aus Klingenthal („Burgtor-Johann Schunk“), auf der ich mich manchmal noch heute laienhaft an einem Volkslied versuche. Freilich: Noten und ihre Bedeutung musste ich in der Oberschule lernen, doch habe ich bald danach alles wieder vergessen.

So war man immer „beschäftigt“, auch mit „Langeweile beschäftigt“ hoch oben in einer Baumkrone. Unsere Abenteuer begannen schon auf dem Schulweg, wurden auf dem Heimweg fortgesetzt und endeten manchmal spät abends im Dunkeln. Mein um drei Jahre jüngerer Bruder brachte durch zahlreiche Streiche und Widerspenstigkeiten die Eltern an die Grenze ihrer Belastbarkeit: Über mehrere Jahre hinweg haben sie damit gedroht, auch ernsthaft miteinander und mit anderen darüber gesprochen, ihn in die Erziehungsanstalt nach Stadtroda zu geben. Zum Glück löste sich dieses hilflose Suchen nach einem Ausweg von selber auf, nachdem er die Schule in Cospeda verlassen und eine Lehrausbildung in Jena aufgenommen hatte. Seltener als mein Bruder kam ich als Grundschulkind, von der früh um acht Uhr beginnenden und gegen 13 oder 14 Uhr endenden Schule erst im Dunkeln nach Hause, ohne dass die Eltern wussten, wo ich solange gewesen war und warum ich so verschwitzt war und nach Holzrauch roch. Dann gab es hin und wieder Dresche, irgendwohin,

auch auf den Kopf, meist mit dem „Flederwisch“, dem Flügelknochen der vorjährigen Weihnachtsgans, der aus dem Aschekasten unter dem Kochherd gezogen wurde. Das würde heute nicht nur als leichte, sondern als schwere Misshandlung gelten! Doch an Psychoterror der Eltern, von dem heutigentags die Rede ist, kann ich mich nicht erinnern. Nachdem der elterliche, aus Sorge erwachsene Zorn verraucht war, ging alles normal weiter; eine Störung unserer Achtung und Verehrung der Eltern ist durch diese Prügel nicht eingetreten, Liebe und Zuwendung und Grundvertrauen waren eben doch viel stärker. Es bleibt festzuhalten: Der Zustand in unserer Familie war schicksalhaft von tiefem Ernst geprägt; spaßige Sachen oder Witze wurden auch bei Zusammenkünften mit Verwandten und Bekannten nicht erzählt; selten nur habe ich auf Anregung der Eltern mit meinem Bruder oder den Cousins Brettspiele („Mühle“ oder „Dame“ oder „Mensch ärgere dich nicht!“) gespielt. Wenn ich bei Kälte oder Regen nicht draußen war, habe ich jede Stunde ausgenutzt, um ein Buch zu lesen. Ich war neugierig und habe gern etwas gelernt, doch zur Schule bin ich eigentlich nicht so gern gegangen, in allen 12 Jahren, und entsprechend mittelmäßig waren meine Zensuren, bis auf die Fächer Zeichnen, Geschichte, Geographie.

Das Leben auch von uns Dorfkindern verlief natürlich nicht ohne Krankheiten. Als Kind und Jugendlicher hatte ich so gut wie jeden Winter eine Grippe mit meist ordentlichen Fieber. Dann lag ich, ebenso wie mein Bruder, zwei Wochen im Bett und es ist eine schöne Erinnerung, dass unsere Mutter nicht nur vielfach ans Krankenbett kam, sondern uns täglich einen Pudding gekocht und einige Male in diesen Jahren (bis etwa zu meinem 18. Lebensjahr) sogar eine Taube im Dorf gekauft und daraus eine Suppe für uns Kranke zur schnelleren Genesung gekocht hat. Bei diesen Erkrankungen wurde meist, nicht immer, vom Telefon im Dorfe aus, der Landarzt Dr. R. Gaebelin aus Kapellendorf gerufen, der noch am gleichen Tage mit seinem Motorrad ins „Landhaus“ kam, Wadenwickel gegen das Fieber und das Trinken möglichst eines ganzen Eimers Wasser empfahl (ob auch Tabletten verordnete?). Aber nicht nur einige Krankheiten, sondern gewiss auch manche Ängste und Verletzungen körperlicher und seelischer Art beeinträchtigten das Glück der Kinder- und Jugendjahre, doch sind sie im Laufe der Zeit zu einem nebelhaften Erinnerungsmix verschmolzen. An echten Hunger aber kann ich mich tatsächlich nicht erinnern, wenn auch einige von unseren Mehlsuppen ziemlich bitter schmeckten und tüchtig im Halse kratzten, vermutlich weil das sogenannte „Hafermehl“ mit Eichelmehl vermischt worden war.

Leider habe ich ganz vergessen, was es zu den Weihnachtsfesten 1945/46/47 zum Essen gab und ob wir auch in diesen Jahren, wie später immer, einen Tannenbaum mit brennenden Kerzen hatten. Im Landhaus stand mein Bett vom 11. bis zu meinem 24. Lebensjahr, ebenso wie dasjenige meines Bruders, in unserer Veranda, die nicht beheizt werden konnte. Auch wenn dort Jalousien heruntergelassen wurden, war es im Winter eisig kalt, die Fensterscheiben waren dick vereist. Als Kinder und Jugendliche erhielten wir dann für solche Nächte beim Schlafengehen einen Ziegelstein unter das dicke Federbett gelegt; die Steine waren in der Röhre des Kachelofens heiß gemacht und wegen ihrer Scharfkantigkeit in Zeitungspapier eingewickelt worden. Dann wurde das Nachtgebet gemeinsam gesprochen. In der Kindheit hat unsere Mutter uns täglich etwas vorgelesen und am Bett oft mit uns alte deutsche Volkslieder gesungen.

Erst um 1950/51 kauften die Eltern ihr erstes Radio, vor dem ich oft abends mit ihnen zusammen saß, um die RIAS-Nachrichten zu hören. An bestimmten Abenden verfolgten wir lange Stunden eine Sendung des Suchdienstes des „Deutschen Roten Kreuzes“, in der nach einem bestimmten System tausende Namen von Vermissten und deren Angehörigen verlesen wurden: Wir warteten auf eine Meldung über den verschollenen Vater meiner Mutter, meinen Großvater Friedrich/Fritz Bartzke! Seinen Vornamen habe ich als zweiten Taufnamen geerbt. Niemand konnte ahnen, dass er bald nach seinem Abtransport als Zivilist von unserem Hof in Lossow (lebhaftere Erinnerungen) „verhaftet“ (25. März 1945), durch ein Kriegstribunal der

416. Schützendivision zum Tode durch Erschießen verurteilt (5. April 1945) und am 7. April 1945 hingerichtet worden war: Einer von Millionen Toten des Weltkrieges, auch dieser unschuldig! Das Drama hatte sich schon im Frühjahr 1945 in der Heimat ereignet, die Fronten waren über unser Dorf hinweggerollt und um Berlin wurde zu dieser Zeit noch gekämpft. Die genannten Daten stammen aus folgender Quelle: Nach dem Untergang der Sowjetunion hat der Nachfolgestaat, die Russische Föderation, offiziell zugegeben, dass das damalige Todesurteil zu Unrecht gefällt worden war. Mit einer in Moskau am 30. Dezember 1997 von der General-Militärstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation ausgestellten (Nr. K-97998), an die deutsche Botschaft in Moskau geschickten und von dort weiter an das Auswärtige Amt in Berlin geleiteten Urkunde ist mein Großvater Fritz Bartzke rehabilitiert worden. Die Grundlage der damaligen Verurteilung, das „Statut 1 des Gesetzes des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 19. April 1943“ wurde für unrechtmäßig erklärt; die Grundlage für die nunmehrige Rehabilitierung ist Statut 3 des Gesetzes der RF „Über die Rehabilitierung von Opfern politischer Verfolgung“ vom 18. Oktober 1991. Das Dokument mit der Rehabilitierung war vom Berliner Auswärtigen Amt per Einschreiben mit Anscreiben vom März 2002 an die seit 1965 nicht mehr gültige Adresse meiner Tante Frida Bartzke (inzwischen verheiratete Hähnert) in Nerkewitz geschickt worden, von wo aus die Tante 1946/47/48 die Vermisstenanzeige über ihren Vater beim Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes aufgegeben hatte. Durch gute örtliche Kenntnisse und Zusammenarbeit der Post gelangten die Papiere schließlich in die Hände meines Cousins Armin Hähnert in Dorndorf und dadurch auch zu mir. Welches inzwischen als harmlos erklärte und niemanden schadende „Vergehen“ meinem Großvater das unrechtmäßige Todesurteil eingebracht hat, bleibt rätselhaft. Aber schwer zu ertragen und schrecklich für mich ist die Vorstellung von seinem nachweisbaren Verhör durch russische Offiziere und von seinen letzten Minuten vor dem Erdloch stehend, das er vermutlich selber als sein Grab hat ausheben müssen.

Wir späte Nachkommen wüssten gern, wo sich dieses Grab befindet, um dort noch nach 75 Jahren ein stilles Gebet zu sprechen. Die beiden Töchter meines Großvaters, meine Mutter Hildegard und meine Tante Frida, sind 1984 und wenige Wochen vor dem Eintreffen der Rehabilitierung, am 1. Dezember 2001 gestorben, das heißt also zu früh: Sie hatten seit 1945 vergeblich auf irgendeine Nachricht über das Schicksal ihres Vaters und über sein Grab gewartet! An diesen Großvater kann ich mich noch gut erinnern; ich hatte auf unserem Hofe miterlebt, wie er sich im März 1945 anstelle unseres Vaters, seines Schwiegersohnes, als zivile Arbeitskraft hat mitnehmen lassen. Meine Mutter, auch Tante Frida, ihre Schwester, haben später kaum etwas von ihrem Vater erzählt. Nur eines davon habe ich behalten, weil ich es seit 1976 auf meinen mehrmaligen Wanderungen durch Rumänien bestätigt gefunden habe; der Großvater hätte in ihrer Kindheit gesagt: „Das schönste Land unter der Sonne, das ich kenne, ist Siebenbürgen.“ Dabei hatte er im ersten Weltkrieg doch auch Frankreich und die Champagne gesehen, wie aus der Gravur einer Schutzklemme für eine Streichholzschachtel hervorgeht, die ich als einziges Andenken an meinen Großvater besitze: „*F. Bartzcke – Champagne 1918*“.

In meine Jugendzeit fallen auch Erlebnisse mit meinem 1954 geborenen jüngsten Bruder. Ich setzte ihn als Ein- und Zweijährigen in einem rot gestrichenen, kleinen Leiterwagen und zog ihn quer durch die Landschaft. So wollte ich ihm z. B. auch das Staunen und Fürchten unten im finsternen „Urselsgraben“ zeigen und zog ihn über Stock und Stein durch den Bach, bis plötzlich die Wagendeichsel zerbrach, der Wagen umkippte und der kleine Junge in ein Wasserbecken fiel. Zur Kirschenzeit ging ich, er ritt bei mir Huckepack, zu den Bäumen am Rande des „Urselsgraben“: Ich kletterte hoch und aß Kirschen, meinen Bruder hatte ich unten im Gras abgesetzt; meine ausgespuckten Kerne fielen herab. Als ich wieder unten war, konnte ich gerade noch verhindern, dass mein Bruder einen Kern in den Mund steckte; er konnte damals noch nicht gehen, nur kriechen, hatte aber mitbekommen, dass es dort irgendwas zum Essen gab. Und so kam es zu einem großen Schreck, der zum Glück gut endete: Unsere

Mutter hat nämlich an den folgenden beiden Tagen in den Windeln meines Bruders viele Kirschkerne gefunden und mir Vorwürfe gemacht, denn es waren immerhin 28 Stück!

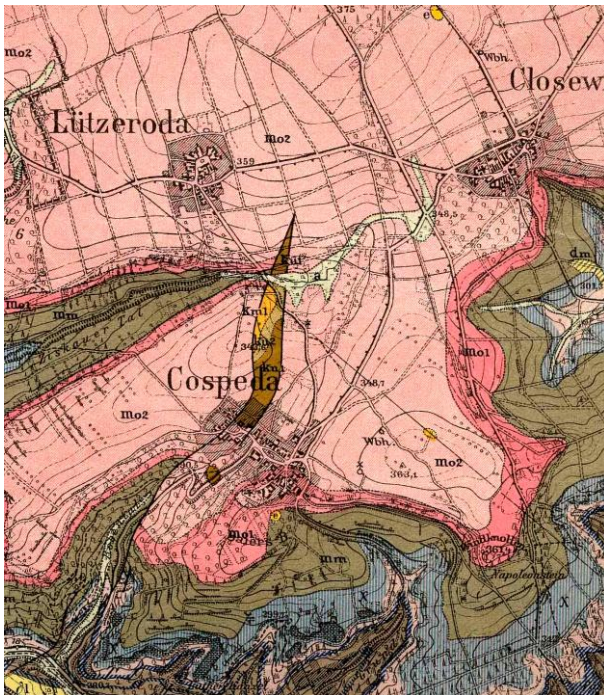
Mein Erinnerungsbericht ist angefüllt mit ernsten und glücklich-heiteren, mit gewöhnlichen und auch ganz ungewöhnlichen, mit heute schwer vorstellbaren Ereignissen und Erlebnissen; manch ein Einzelbild aus dem langen Farbfilm des jugendlichen Lebens ist inzwischen unscharf geworden, manch wichtiges Erlebnis bleibt rätselhaft, manche Jahreszahl konnte nur noch geschätzt werden; manch Urteil ist subjektiv gefällt: Manches erscheint mir nach so vielen Jahren einfach „vergoldet“: Vermutlich erhält nahezu jeder Rückblick eines Greises auf seine Kindheit einen goldenen Schimmer, doch warum sollten Erinnerungen nicht goldfarben sein? Wer kann vermeiden, dass seine erinnerten Sichten einseitig und subjektiv sind? Jedenfalls kann ich mich noch genau an das Glück erinnern, an eine Seligkeit, wenn ich als Kind in manchen Träumen mit mächtigen Flügeln wie ein Adler über das „Ziskauer Tal“ segelte, und es ist keine Einbildung, wenn ich noch heute das Rauschen des Windes höre, der dabei durch die Federn meiner Flügel strich. Trotz allem Herumstöberns mit anderen Jungen war ich, besonders später als 12- bis 18-Jähriger oft auch allein: Die Sonne war untergegangen, das „Ziskauer Tal“ mit den „Cospo Bergen“ wurden erst grau, dann langsam blau und schwarz, der erste Stern blinkte. Ich hatte viel Zeit und wartete, bis sich am Himmel die „Milchstrasse“ abzeichnete und ich vom „Großen Wagen“ ausgehend den „Nordstern“ suchen konnte. Niemals stand Ehrgeiz oder Sehnsucht nach rationalem Wissen dahinter, wie dieser oder jener Stern etwa heißt und wie das Ganze physikalisch funktionieren könnte, sondern mein Stillehalten gründete in einem ganz allgemeinen, elementaren Staunen über das „Wunder“. Was für unvergessliche Erlebnisse aus der Jugend! Welch eine unendliche Sehnsucht schlich sich in die jugendliche Seele, wenn ich jedes Jahr im November das Schreien der „Schneegänse“ (Wild-/Graugänse) über Lützeroda hörte, dann etwas wartete, bis hoch am Himmel von Altengönna/Lehesten her die pfeilförmige Schar der großen Zugvögel zu sehen und zu verfolgen war; lange, auffällig lange konnte ich den Kopf nach oben strecken, fasziniert vom ständigen Auswechseln jener Gans, die an der Spitze des Zuges für die anderen in der Gruppe die schwerste Arbeit tat. Das hatten mir Erwachsene erklärt, weil es mich interessiert hatte, auch, dass die „Schneegänse“ ganz sichere Boten, ja Propheten für den bald einsetzenden Winter und den ersten, mit großer Freude erwarteten Schnee wären. Doch warum diese Gänse ständig schreien, konnte mir keiner beantworten. Ich weiß es bis heute nicht! Allerdings bin ich längst in einer Lebensphase angekommen, seit längerem auch in eine neue Zeit geraten, in der ich mein Recht auf Nichtwissen verteidigen muss!

Welch wohliges Gefühl von Geborgenheit war es, wenn ich mich allein oder mit einem Freund in die finstere, rotbraun-ausgefauelte Höhlung der „Festeiche“ stellte, auch wenn das Stamminnere die Heimat eines wehrhaften Volkes der „Glänzendschwarzen Holzameise“ war! Mit zunehmenden Alter habe ich mit zunehmender Ehrfurcht vor diesem uralten und überwiegend abgestorbenen Baume gestanden und über die wenigen verbliebenen Äste gestaunt, die wider jedes Erwarten immer wieder grüne Blätter bekamen. Diese Eiche hieß im Volksmund nicht von ungefähr „Festeiche“, sie dürfte etwa 200 bis 300 Jahre alt gewesen sein; Generationen von Förstern haben sie geschont, gewiss als ausgewähltes Zeichen ihrer Achtung vor dem Leben eines Baumes, als „Wächter“ für ihren Wald. Oft habe ich interessiert in den Morgenhimmel, noch länger in den Abendhimmel geschaut, habe die Wolken bewundert, ihre unterschiedlichen Bildungen immer wieder mit meinem ersten primitiven Apparat (für Kinder) fotografiert, der nur zwei Blenden und zwei Belichtungszeiten hatte. Ich konnte mich, unbeschwert durch die Geborgenheit im Zuhause sein der Familie, am unterschiedlichen Grün und tausend fachen Bunt der Wiesen freuen, habe mich für die Stämme der Bäume, ihre Borke und Rinde interessiert, insbesondere für die ganz alten Bäume wie die erwähnte „Festeiche“ am Waldrande bei Lützeroda oder die „Königsbuche“ im „Mörtelgraben“ des Isserstedter Forstes oder die dicken und schon hohlen

Pappeln mit ihren balkonartigen Auswüchsen am „Boernchen“ an der Strasse nach Cospeda. War es die „Festigkeit“ solcher alten Bäume, die mich faszinierte nach meinen traumatischen Erlebnissen bei der Vertreibung aus der Heimat und in der folgenden, durchaus „unfesten“ Zeit? Welch eine Anziehungskraft ging wegen ihrer Haselnüsse von den Sträuchern im „Cospes Rosental“ oder von den größeren, „echten“ Haselnüssen im sogenannte „Hohne/Hain“ am Nordrande unseres Dorfes Lützeroda aus, auch von den alten Wallnussbäumen an der Steigerstrasse unterhalb des „Napoleonsteines“ oder von einem einzelnen Wallnuss auf den „Cospes Bergen“! Angeblich „herrenlose“ Wallnussbäume irgendwo in der Landschaft waren eine Rarität, die man kennen musste! Von dem zuletzt erwähnten Nussbaum hatte ich um 1951/52, ich war also etwa 13 oder 14 Jahre alt, eine Menge Nüsse abgeschlagen, als mich urplötzlich der erboste Besitzer aus Cospeda überraschte und drohte, mich mit seiner Heugabel zu erstechen. Das war natürlich nicht wirklich Ernst gemeint, aber auch kein Spaß, war für mich demzufolge eine schreckliche Drohung, die ich nie wieder vergessen konnte. Durch Mund-zu-Mund-Propaganda erfuhr man Ende Mai von den allerersten Kirschen, die noch gar nicht rot waren und trotzdem schon schmeckten. Im Dorfe stand links an der Strasse nach Closewitz hinter einem durchwachsenen Zaun ein alter, ziemlich hoher Birnbaum: Schon im Hochsommer waren die kleinen, besonders süßen und würzigen Früchte reif und fielen in Massen herab, allerdings musste man sich vor den zahlreichen Wespen in Acht nehmen. Auf dem täglichen Schulweg kam ich an etwa drei, geschätzt 70-/80jährigen Apfelbäumen vorbei. Sie standen (oder stehen immer noch) am oberen Südhang des „Ziskauer Tales“ und waren gewiss nie gedüngt worden und wurden auch nicht gespritzt, trotzdem trugen sie jedes Jahr Äpfel, ohne Pause. Man konnte nicht zu ihnen hochklettern oder den Baum schütteln, man musste sie mit einem geworfenen Knüppel herunterholen: Der vorderste Baum trug Kornäpfel (anderswo sagt man Klar- oder Weizenäpfel), die als erste reif wurden; besonders gern aß ich die süßen Äpfel des nächsten Baumes, eines Grafensteiner's, die nur wenig später reiften und nicht so reichlich hingen. Der dritte Baum trug jedes Jahr tausende kleiner, grün-roter, aber steinharter Äpfel, die eigentlich ungenießbar waren und erst, wenn überhaupt, nach Lagerung im Keller im kommenden Jahr reif wurden. Was der Besitzer, der Lützerodaer Bauer Schorcht, damit machte, habe ich nicht mitbekommen (für die Essigherstellung oder für Kompott oder für den Hefekuchen oder zum Trocknen?). Beide Talhänge des „Ziskauer Tales“, – der warme Südhang gehört zur Gemarkung Lützeroda, der kühlere Nordhang zu Cospeda –, sind überwiegend für den Pflugbau ungeeignet. Ihre Rodung erfolgte, wie auf unserer gesamten Kalksteinhochebene, vermutlich in Verbindung mit der Anlage der Dörfer Cospeda, Closewitz, Ziskau und Lützeroda und dem Abstecken ihrer Fluren (also im 10. bis 12. Jh.), um mutmaßlich Gemeindeland/Allmende (?) zu gewinnen. Ob solche Zusatzflächen geringerer Qualität in den Randbereichen der Dorffluren zunächst als gemeinsames Weideland genutzt wurden, und wann sie parzelliert und von den einzelnen Hufenbauern und Häuslern erworben wurden, wissen wir nicht. Möglicherweise besteht ein Zusammenhang mit Gruppen zugezogener Siedler, auf die eine Erweiterung des vielleicht schon im 11. Jh. gegründeten Rundlingsdorfes Lützeroda durch den südlichen Ortsteil mit der Kirche (Anfang 13. Jh.) zurückgeht. Die ursprünglich steinübersäten Hänge des Oberen und Mittleren Muschelkalkes, bis dahin vermutlich Weideland für die Gemeindeherden (Rinder, Ziegen, Schafe), wurden gesäubert, indem man die Lesesteine parzellenweise in senkrechten Rippen anhäufte; die dazwischen liegenden, nutzbaren Streifen dienten früher auf dem Südhang (Lützerodaer Seite) vermutlich dem Obstanbau und der Heugewinnung; auf dem ebenso eng parzellierten Nordhang (Flur Cospeda) wurde teils Pflugbau und gewiss teilweise auch Hackbau betrieben, andere Flächen waren vermutlich Weideland oder auch Mähwiesen. Auf den vielen Lesesteinrippen stand Niederholz (aus Stockausschlag) und dichtes Gestrüpp; diese „Rohstoffe“ waren unerlässlich für das Heizen und Backen gerade für die Bauern von Lützeroda, die keinen Wald besaßen, gewiss auch für die Cospedaer, zu deren Flur

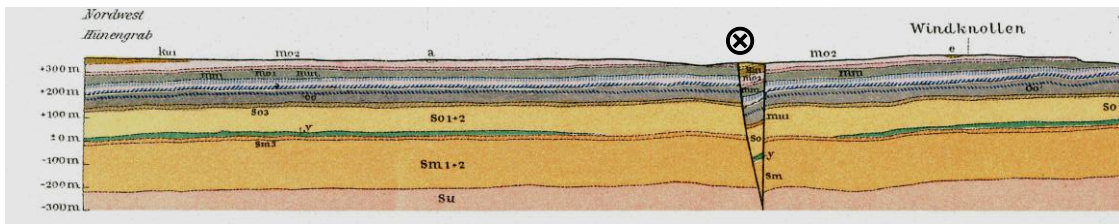
wenigstens etwas, wenn auch wenig Bauernwald gehörte. Die aus Mittelalter und früher Neuzeit stammende Kulturlandschaft im „Ziskautal“ mit ihrer schönen Parzellengliederung und ihrem Reichtum an Pflanzen und Tieren, besonders an Singvögeln, wurde seit dem Ende der 50er Jahre schwer gestört durch die zwangsweise durchgesetzte Vergemeinschaftung des Grundeigentums an Acker- und Wiesenland, verbunden mit der Einführung der Weidewirtschaft durch die bäuerlichen Genossenschaften. Ich habe zum Glück noch erleben dürfen, wie Bauers- oder Häuslerfrauen mit Hippe und Beil stundenlang in den kleinen Gehölzen herumwerkelt und abends mit einer vollen Kiepe oder einem Holzbündel auf dem Rücken zurück ins Dorf liefen. Kurze Zeit nach der Gründung der LPG ist dieses „biedermeierliche“ Bild verschwunden. Ob sich die Natur, besser gesagt die alte Kulturlandschaft nun langsam wieder erholen wird?

Dicht neben dem Schulweg, am Südhänge des oberen „Ziskautales“, oberhalb der an Quellen reichen Wiesen, lag früher ein kleines Sandgrubenloch von etwa 5 m Breite mit etwa 2 m hoher Wand; man sah am Zugang und im verödeten Vorfeld (etwa 20 x 10 m), dass der Abbau schon vor längerer Zeit begonnen haben muss (später fand ich diese Grube schon auf dem Messtischblatt von um 1900 vermerkt). Entsprechend der leuchtend gold- bis rötlich-gelben Färbung des feinen Sandes, frei von allen Einschlüssen, hieß sie „Goldgrube“. Nur selten holten die Lützerodaer dort geringe Mengen Sand; ich habe nicht mitbekommen, wofür. Wurde er dem Ofenlehm oder dem Baulehm der Häuser und Scheunen beigemischt? Zum Mischen mit Zement, also zur Herstellung von Beton, war dieser Sand vermutlich ungeeignet. Leider wurde dieser kleine, aber geologisch interessante Aufschluss in den 70er Jahren maschinell zuplaniert und ist heute nicht mehr bemerkbar. Schon als Jugendlicher habe ich mir Gedanken über dieses einsame, rätselhafte Sandvorkommen mitten in unserem Muschelkalkgebiet gemacht. Später habe ich mich gefragt: War hier ein Klumpen von stark zersetztem Buntsandstein in Folge einer geologischen Verwerfung zwischen dem Mittleren und dem Oberen Muschelkalk nach oben gepresst worden? Das Geologische Messtischblatt könnte vielleicht Auskunft geben, doch ein solches stand und steht mir nicht zur Verfügung.



★ Ausschnitt aus der geologischen Karte GK 25, Blatt 5035, Jena (1929) mit dem „Graben von Cospeda“.

Legende:
 mo2 (moC) – Ceratitenschichten
 mo1 (moT) – Trochitenkalk
 mm – Mittlerer Muschelkalk
 ku – Unterer Keuper
 e- Eozän



★ *Geologisches Profil durch den „Graben von Cospeda“ [X] Die Lage des Profils ist in der obigen Karte durch eine dünne NW-SE verlaufende Linie markiert. Nähere Informationen zu dieser Grabenenstruktur im Cospe-Boten 8-2/2013, S.7.*

Dicht oberhalb der „Goldgrube“ wuchs zu meiner Zeit ein mächtiger, uralter Weißdornbusch, in dem ein Elsternpaar gemeinsam jedes Jahr ihr vorjähriges Nest reparierte, manchmal auch im gleichen Busch wenige Meter daneben ein neues Nest baute. Ich hatte als Kind gehört, dass die Elstern alles aufsammeln, was glitzert, namentlich goldene Ringe und Armbanduhr, und dann in ihre Nester tragen. So quälte ich mich in mehreren Frühjahren durch die Dornen bis zu den Nestern hoch, fand aber darin jedes Mal nur Fetzen von glitzerndem Schokoladenpapier.

Dicht links an der Straße von Lützeroda nach Cospeda, etwa in der Hälfte meines Schulweges, stand der hohe Gittermast eines Windrades, errichtet um 1907. Es pumpte in den ersten Jahren nach dem Krieg Wasser für Cospeda aus den Quellen von „Ziskau“ hoch zu einem Wasser-Hochbehälter am Rande des Exerzierplatzes. Irgendwann in meiner Schulzeit, vermutlich um 1950, wurde die Arbeit dieser Windturbine eingestellt; sie hatte vermutlich seit 1945 die elektrische Pumpe eines 1935 über der Ziskau-Quelle gebauten Pumpenhäuschens ersetzt oder unterstützt. Der hohe Gittermast mit den löchrig zerrosteten Windrad-Blechflügeln blieb aber zunächst noch stehen, sein unten dick mit schwarzem Fett

geschmiertes Gestänge bewegte sich nicht mehr hoch und runter und die Flügel drehten sich nicht mehr.



★ *Windturbine im Ziskauer Tal. Festumzug während des Reichserntedankfestes 1941. (Archiv: E. Luther)*

Der Gittermast stand in einer Bretterbude, die das untere, mechanische Getriebe schützte. In

diesen Holzverschlag flüchteten wir hin und wieder auf dem Heimweg, wenn Regen mit scharfem Wind oder Schneetreiben, uns entgegen von Westen her, ins Gesicht und durch Hemd und Hose blies. Ich hatte im Winter zwar eine dicke Pudelmütze und bis zum 13./14. Lebensjahr lange Strümpfe aus „kratziger“ Schafwolle, die mit zwei Strumpfhaltern am „Leibchen“ festgemacht wurden, doch ein Teil der Oberschenkel schaute nackt aus der kurzen Hose heraus und wurde kalt. Die Winter waren damals schneereich und ziemlich kalt. Einen Schlitten, den die Eingesessenen natürlich alle besaßen, konnten wir uns erst um 1949 kaufen. Mit ihm konnte ich, sofern der hölzerne, von Pferden gezogene(!) Schneepflug schon früh „bani“ gemacht hatte, auf dem Wege nach Cospeda das „Boernchen“ runtersausen und später heimwärts ein paar hundert Meter die Straße von Cospeda her abwärts rutschen. Manchmal

glückte es, dass wir uns hinten an das Milchauto anhängen konnten. Besonders gut fuhr es sich nach Schulschluss, vor dem Heimweg, auf der glatten Dorfstrasse von Cospeda hinunter und dann, scharf nach rechts um das Gehöft von Bräutigam herum, weiter abwärts ins Rosental: Fünf oder noch mehr Schlitten wurden zu einem „Bobb“ zusammengebunden, der wichtigste Mann war der „Lenker“ auf dem vordersten Schlitten. In der Schule wurden die Schlitten und Schier in der Waschküche rechts vor dem Klassenzimmer abgestellt; dort war auch der einzige Wasserhahn. Schneeschuhe erhielt ich allerdings erst im Winter von 1949 zu 1950, nachdem wir ins „Landhaus“ gezogen waren und meine Eltern das lose Mobiliar des Vorgängers (Schmidt, Verwalter des ehemaligen Besitzers Demme), darunter diese norwegischen Skier aus Hickory-Holz für 6 Mark gekauft hatten.

Der Schulhof in Cospeda war in den Pausen für uns 50 bis 60 Kinder (geschätzt) viel zu klein (nach Erinnerung etwa 6 bzw. 10 x 25 m). Hauptbestandteil war das Aborthaus aus Ziegelsteinen, mit schwarz geteilter Pinkelwand und Plumpsklo, ansonsten gab es auf dem Hofe nichts; hinaus auf die Dorfstrasse durfte man nur ausnahmsweise. Oft saßen wir in den Pausen auf der zentnerschweren, schwarzen Gummi-Schutzmatte für die Ketten eines amerikanischen Panzers, die irgendwer an den hinteren Rand des Schulhofes transportiert hatte und deren Reste dort bis um 1948 lagen; zu diesem Gummi-Monster kam immer mal wieder ein Schuster oder Sattler („Befeld?“ vielleicht auch andere) und schnitt mit einem scharfem Messer mehrere Streifen ab, um damit Schuhe zu besohlen. Wir selber liefen, wie gesagt, meist barfuss, ansonsten in auf Bezugsschein gekauften, aus Igelith gegossenen Halbschuhen, die sehr weich waren und oben große Löcher hatten, damit der Schweiß abziehen konnte. Doch die hölzernen Sandalen waren auch nicht bequemer, weil man sich darin einklemmen konnte, auch rissen die Stoffbänder häufig ab und mussten vom Vater abends immer wieder angenagelt werden. Auf dem Heimweg kamen wir in Cospeda in der Nähe des Gasthofs „Zur Linde“ an einer der Milchrampen vorbei, auf der manchmal noch zu dieser Uhrzeit (wieder oder immer noch) einige volle Milchkannen standen. Nicht als Streich, wenn auch unerlaubt, haben wir mehrfach den Deckel geöffnet, erst hat der eine, dann der andere die schwere Kanne angekippt, abwechselnd wurde die Milch aus dem Deckel getrunken; der Platz wurde immer ordentlich verlassen.

Einmal sahen wir auf dem Heimwege, in der Nähe des Windrades, eine Schar von 10 oder 20 Tauben auf dem Acker sitzen. Wie üblich, scheuchten wir sie auf; erschreckt stieg die Schar steil nach oben und kam in die tief herabhängenden Drahtseile der Starkstromleitung: Zwei Tauben fielen, Federn lassend, tot herab, weil sie gegen eines der dicken, schweren Stahlseile geflogen waren. Ich als ältester brachte die beiden Tauben nach Hause, zur Freude der Eltern. Daraufhin versuchte ich dieses Jagdsystem noch des Öfteren, aber immer vergeblich; der erste Glücksfall war eben nur ein großer Zufall gewesen. Auf diesen Heimwegen aus der Schule war immer etwas los; als 10-Jährige bewarfen wir uns mit frischen Pferdeäpfeln oder mit Kletten oder schwenkten unsere Schulranzen, damit der andere die nassen Wischlappen, die außen heraushingen, unverhofft ins Gesicht bekam; als 13- und 14-Jährige alberten wir schon mal mit den wenigen Mädchen herum.



★*Das Gebäude am Dorfbanger in dem sich die Bäckerei Stiebritz befand.*

Auf dem Hange gegenüber der Schule, neben einer Gruppe von Dorflinden, befand sich eine Bäckerei (Name?), wo die bedürftigen Schüler, darunter

natürlich auch ich, sich täglich(?) eine Semmel abholen durften; als Ersatz dafür gab es später wöchentlich ein ganzes Brot. Die frische, oft noch warme Semmel wurde mit der Klapptafel der Schulbank flach gepresst; als Scheibe hat sie uns besser geschmeckt. Manchmal habe ich das weiche Innere des Brotes (Zweipfünder) auf dem Heimweg mit dem Finger ausgehöhlt und dadurch zu Hause Schimpfe riskiert. Ob durch diese Brotzuteilung an einige bedürftige Schüler eine Trennung im Sinne einer sozialen „Klassentrennung“ eintrat, habe ich nicht gespürt oder nicht in Erinnerung behalten.

Es gab im Verlaufe von zwei oder drei Jahren mehrere Versuche, uns eine Lehrerin für das in der DDR allgemein mit der 5. Klasse obligatorische Fach „Russisch“ vorzusetzen. Diese Versuche hatten bis zu meinem Schulende 1953 wenig Erfolg, sie scheiterten fast vollständig an unserer mehrheitlich getragenen Ablehnung alles „Russischen“, die mit psychologischem Terror (Mobbing) projiziert wurde auf diese Frauen; sie beherrschten ohnehin nur unvollkommen die Fremdsprache, da sie selber zum Studium nur für kurze Zeit in der Sowjetunion gewesen waren.

Am Ende der Grundschule, beim Eintritt in die 9. Klasse der Oberschule in Jena, beherrschte ich kaum mehr als das russische Alphabet, sodass die Schulleitung für uns, wie auch für weitere Fahrschüler aus Dorfschulen der Umgebung, über zwei Jahre einen zusätzlichen Nachhilfeunterricht in Russisch organisieren musste, damit wir den Anschluss an das normale Niveau erreichen konnten.

Bei den Abschlussprüfungen in der 8. Klasse (1953) wurde unser Lehrer Werner Thieme von dem Lehrer Noth aus Münchenroda unterstützt; dieser war der Bruder des damaligen sächsischen Landesbischofs. Am Ende konnte Lehrer Thieme mit mir, meinem Freund Joachim Leidolph und vier Mädchen seine ersten Schüler („Absolventen“) aus seiner Schule auf die Oberschule nach Jena schicken. Die Gesichter dieser Mädchen aus Cospeda und ihr Wesen stehen mir noch lebhaft vor Augen, obwohl ich einige von ihnen seit über 60 Jahren nicht gesehen habe, andere nur kurz zu je einem Klassentreffen in Cospeda in den 70er Jahren („Zum grünen Baum zur Nachtigal“) und in den 90er Jahren („Zur Linde“; an dem letzten Treffen von 2005 konnte ich nicht teilnehmen). Doch an die Namen dieser Mitschülerinnen erinnere ich mich leider nur noch nebelhaft (1. Gisela? Büttner; 2. ■NN Bäckerstochter; 3. ■NN Stiebritz?), bis auf jenen von Hannelore Großmann, die mir besonders gut gefallen hatte. Vor unserer Bewerbung hatte der Lehrer uns nahegelegt, in die Organisation „Freie Deutsche Jugend“ einzutreten, ansonsten hätten unsere Anträge keine Chance auf positiven Bescheid. Ich erinnere mich, dass dieser Eintritt mir ziemlich widerwärtig war (bis zum Auslaufen meiner FDJ-Mitgliedschaft am Ende des Universitäts-Studiums 1962 habe ich durch glückliche Umstände kein „Blauhemd“ tragen oder ein Abzeichen anstecken müssen, doch meinen Ausweis mit vollständig eingeklebten Beitrittsmarken habe ich als Andenken an diese bedrückenden Jahre bis heute aufgehoben).

In der 8. Klasse, im April oder Mai 1953, hatte ich in den Pausen vor einer interessierten Zuhörerschaft meiner Klassenkameraden aufrührerische, anarchistische Reden gegen die DDR gehalten: Das war Lehrer Thieme zu Ohren gekommen; er war kein SED-Parteimitglied. Im Vertrauen bestellte er mich daraufhin nachmittags in seine Wohnung im Obergeschoß der Schule. Unter dem Vier-Augen-Versprechen, keinem Menschen von unserem Gespräch etwas zu erzählen, machte er mir väterliche Vorwürfe und überzeugte mich davon, dass ich durch solche Reden meine Eltern in die allergrößte Gefahr brächte. Die Turbulenzen in unseren drei Dörfern seit der Mitte der 50er Jahre wegen der sich allmählich steigenden Schritte zur Zwangskollektivierung habe ich nur in ihrer allgemeinen Aufgeregtheit im Bewusstsein behalten. Unsere Familie wurde von diesen Maßnahmen nur am Rande erreicht, doch nahmen wir Anteil am Schicksal der Land besitzenden Bauern, denn die Eltern hatten 1945 am eigenen Leibe erleben müssen, was es heißt, von der Entscheidungsfreiheit eines selbständigen Bauern herabgewürdigt zu werden zum

Befehlsempfang im Arbeitsalltag. Die gewaltsame „Proletarisierung“ des Bauernstandes war gewiss der größte Einschnitt auf dem Lande seit der „Bauernbefreiung“ in der 1. Hälfte des 19. Jhs. Man kann nur hoffen, dass irgendein betroffener oder beteiligter Zeitgenosse aus unseren drei Dörfern entsprechende Dokumente aufgehoben und zeitgleich (Tagebuch) oder aus direkter Erinnerung aufgeschrieben hat, was damals für Unrecht durch Behörden oder durch eigene Nachbarn passiert ist. Nur so wäre ein Korrektiv gegeben zu einer latent drohenden, die Geschichte verfälschenden Verharmlosung oder andererseits Diffamierung und Übertreibung der damaligen Zwangsmaßnahmen, die zur Gründung der einzelnen LPGs und KAPs hin zur heutigen „Agrargenossenschaft Altengönna“ und ihrer Geschichte führen. Denn auf irgendeine Weise waren alle Dorfbewohner betroffen, nur wenige leisteten Widerstand, – man erzählte von Selbstmorden anderswo –, doch viele verfielen in Duldungsstarre, viele gewöhnten sich kurz oder lang an die neuen Verhältnisse, was durch die geringe Zahl der „Wiedereinrichter“ nach 1990 bestätigt wird. Mein Onkel Walter Röstel (1908-1993) hatte nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft in Eckolstädt einen Bauernhof gepachtet, der in die LPG eingefügt worden war oder eingegliedert werden sollte. Wegen seiner Rückstände von Soll-Abgaben und bösartig vom Rat des Kreises konstruierter Kredit-Schulden war er in äußerste Bedrängnis geraten und wusste zuletzt keinen anderen Ausweg, als allein in den Westen zu flüchten (1956); einige Wochen später folgte ihm seine Frau (meine Tante) mit ihren drei Kindern nach; viele Jahre noch standen einige ihrer ausgelagerten Möbel bei uns in Lützeroda auf dem Dachboden.

Das war damals eine schlimme Zeit! In der mündlichen Abitur-Prüfung 1957 im Fach „Gegenwartskunde“ wurde ich als ein Schüler vom Dorfe, – ich war in der Oberschule zu den bevorzugten „Arbeiter- und Bauern-Kindern“ gerechnet worden –, nach meiner Meinung zur begonnenen Einrichtung der Produktionsgenossenschaften gefragt: An meine stotternde Suche nach einer unverfänglichen Antwort muss ich noch heute denken, auch wenn ich die Antwort selber vergessen habe, vermutlich weil sie eine Lüge war.

Unser Dorflehrer Thieme muss frühzeitig mein Wesen erkannt und meine Interessen geahnt haben, denn er schenkte mir zum Schulabschluss 1953 als einzigen aus unserem Jahrgang ein kleines, buchgestalterisch schön aufgemachtes Heftchen, aus dem er zuvor seinen eigenen Namenszug wegradiert hatte:

**„Vom Schicksal der Seele – Sammlung von Worten über die
Unvergänglichkeit“ (Potsdam 1946)**

Das bis heute gut bewahrte Büchlein enthält Aussagen von Marc Aurel, Goethe, Rilke, Thomas Mann, Kagawa, Leo Tolstoi und einigen anderen Denkern. Während der 7. und 8. Klasse habe ich die kleine „Bibliothek“ unserer Schule verwaltet: Der hölzerne Schrank neben der Tür in der straßenseitigen Ecke unseres Klassenraumes enthielt etwa 200, teilweise ziemlich dicke Bücher (so quälte ich mich damals durch die zwei dicken Bände – über 1000 Seiten – des historischen Romans von Conrad Ferdinand Meyer „Der Zauberer von Rom“). Dieser Bestand war zum Lesen und zur Ausleihe freigegeben worden, es waren überwiegend klassische Literaturen. Ich hatte im Bücherschrank Hinweise darauf entdeckt, dass diese kleine „Schulbibliothek“ der entnazifizierte Rest eines vor 1945 etwas größeren Bestandes war. Allerdings: Auch einfache Indianer- oder Abenteuerbücher, wie Karl May, Friedrich Steuben oder Gustav Freytag, selbst Naturbücher wie Svend Fleuron oder Reiseberichte wie Sven Hedin gab es nicht. Immerhin: Einige alte oder aus den Westzonen eingeschleuste Karl-May-Bände kursierten in ortsansässigen Familien und waren durchaus auch für mich erreichbar. Andere mich interessierende Bücher habe ich nach 1953 fleißig in der Jenaer Ernst-Abbe-Bibliothek ausgeliehen. Als „Bibliothekar“ hatte ich in Cospeda den jeweiligen Namen des ausleihenden Schülers und den Titel des Buches in ein Heft einzuschreiben; Katalognummern gab es nicht.

Lehrer Werner Thieme hat um 1948/49 seine ehemalige Schülerin Edith/Eva(?) Franke geheiratet, die Tochter von Dora Franke und Schwester von Dieter Franke aus Lützeroda; diese Heirat hat damals für allgemeine Aufregung gesorgt, weil die Braut noch sehr jung, wohl noch nicht heiratsfähig war (16/17 Jahre?).

Von 1945 bis 1950 fanden meine Religionsstunden durch Pfarrer Wilhelm Bamler († 1957) im Klassenzimmer der Schule statt. Um 1951/52 musste Lehrer Thieme unserem Pfarrer Kirsten mitteilen, dass die Christenlehre nicht mehr in der Schule, wie bisher, stattfinden dürfe; seitdem wurden diese Unterrichtsstunden im Pfarrhaus abgehalten. Die atheistische DDR-Führung und ihre vielen Anhänger und Mitläufer überall im Lande hatten die Angriffe und Schikanen gegen die christlichen Kirchen verstärkt. Für meine Eltern war, von zu Hause her gewohnt, der „Herr Pfarrer“ nicht nur eine Amtsperson, sondern ein hochgeehrter, studierter Mann, fester Bestandteil der Familie der Dorfgemeinschaft. Auf unseren Dörfern Cospeda und Lützeroda war das teilweise nicht so: Ein Ergebnis dieser wenig respektvollen Einstellung war das heimliche Anheften eines Schweineschwanzes an den Mantel des Pfarrers Kirsten (um 1951/52). Der Pfarrer lief unsere ganze Unterrichtsstunde mit diesem Schandmal herum und bemerkte es erst hinterher; wer der Übeltäter gewesen war, wusste niemand mehr, doch unser Pfarrer war zutiefst beleidigt und sehr erzürnt; seine Reaktion habe ich noch deutlich in Erinnerung.

Meine Eltern waren einfache Leute und waren historisch nicht weiter, politisch nur eingeschränkt interessiert, doch wegen der glaubens- und kirchenfeindlichen Politik in der russischen Besatzungszone bzw. DDR verharrten sie bis zu ihrem Tode (1973, 1984) in strikter Ablehnung zu dieser Gesellschaftsordnung und diesem Staat und verblieben in innerer Emigration; ich selber musste bis 1989 auf eine positive Änderung warten, gehalten von einer festen Zuversicht und dem Glauben, dass nichts ewig sein kann, außer der „Liebe“: Mehrfach hat mich meine Tante Frida Bartzke (später Hähnert; † 2001) in Nerkewitz (später in Porstendorf) in dieser Zeit gefragt (als einem, der auch Geschichte studiert hatte): „Reinhard, glaubst Du, dass die Einheit Deutschlands irgendwann noch kommt?“ Meine Einladung zu einer Reise nach Polen, in die alte Heimat an der Warthe, zusammen mit meiner Mutter (ihrer Schwester) und meinem Vater (Sommer 1964), hatte sie abgelehnt, vermutlich fürchtete sie sich vor dem Aufkommen von Wehmut oder hatte gar Angst vor den Gespenstern der Vergangenheit.

Von Ende der 40er Jahre bis mindestens 1960/62 wurden über unseren Fluren, namentlich über dem „Ziskautale“ Flugblätter vom „Ostbüro der SPD“ in München abgeworfen. Man sah oft schon in größerer Höhe das Blinken der herab fallenden Blätter in der Sonne, und suchte dann am Himmel nach dem Flugzeug, von dem aber nichts mehr zu sehen war, doch konnte man sich an ein leises Motorengebrumme einige Zeit zuvor erinnern. Man wartete manchmal lange, bis die Flugschriften gelandet waren und ich habe immer mit großem Interesse gelesen, was die DDR-Führung wieder für Unrecht irgendwo begangen hatte oder was für Unterschiede zwischen den Löhnen und Preisen zwischen West- und Ostdeutschland bestanden. Einmal fanden wir auf dem Schul-Heimwege in der Krone eines Zwetschenbaumes am Wege zum „Landhaus“ die Fetzen eines niedergegangenen großen Ballons mit dem anhängenden, technisch interessanten Transportkasten für solche Flugblätter. Seit meinen jugendlichen, gewiss noch harmlosen „Propagandareden“ gegen die DDR, die sogar Lehrer Thieme als „Hetze“ bezeichnet hatte, also seit meinem 14. Lebensjahr, stand ich dem Staat, in dem ich bis 1990 leben musste, der mich aber mit dem höchstmöglichen Oberschul-Stipendium (60 Mark monatlich für meine Eltern) das Abitur machen und dann doch, trotz anfänglicher Schwierigkeiten, studieren ließ, sehr distanziert oder reserviert bis hin zu ablehnend gegenüber.

Am 17. Juni 1953, also vier Wochen vor der Schulentlassung, kam ich aus der Schule am zeitigen Nachmittag nach Hause und fand beide Eltern nicht vor. Etwa gegen 15 Uhr lief ich

los, Richtung Jena; ob ich durch Gerüchte in der Schule oder durch das Radio zu Hause von den Demonstrationen gehört hatte, oder ob ich nur sehen wollte, warum die Eltern so lange wegblieben, weiß ich heute nicht mehr. Im Mühlthal auf der Fernverkehrs-/Reichsstrasse 7 überholten mich Kolonnen schwerer (amerikanischer?) Motorräder mit jeweils drei russischen Soldaten: Der Fahrer und sein Beisitzer mit umgehängten Gewehr, im Beiwagen der dritte Mann hinter einem aufgestellten Maschinengewehr. Spätestens jetzt merkte ich, dass es hier nicht um Spaß ging! Ich kam nicht weiter als bis zu einem Kontrollposten an der „Papiermühle“ und musste zurück nach Hause durch den „Cospedaer Grund“. Spät abends kamen die Eltern und erzählten aufgeregt von der Befreiung aller Gefangenen aus dem Jenaer Gefängnis (am unteren Ende der Steigerstrasse/Humboldtstrasse), von der Plünderung der FDJ-Zentrale und manch anderer Aktionen auf dem Holzmarkt. Am Nachmittag des folgenden Tages marschierte ich zum „Jägerberg“ hinter Closewitz, um mir die dort aufgestellten Kanonen anzusehen, deren Lafetten hinunter auf Jena gerichtet waren. Anschließend lief ich in die Stadt, um die überall angeklebten Blätter mit den Bestimmungen des Ausnahmezustandes (ab 20 Uhr Ausgehverbot usw.) und die ungeheuerliche Drohung des russischen Stadtkommandanten zu lesen „... wird nach den Gesetzen des Krieges bestraft“. Es kursierten die gräulichsten Gerüchte! Meine Aversion gegen die DDR, meine Ablehnung der atheistisch-religionsfeindlichen Ideologie des Staates, gewiss überwiegend entstanden und immer wieder bestärkt durch die Erziehung zu Hause, wurde mir schon im ersten Oberschuljahr bald zum Verhängnis: Am 5. März 1954 mussten sich alle Schüler der beiden Jenaer Gymnasien (ich ging auf die Adolf-Reichwein-Oberschule) im Saal des Filmkinos „Capitol“ („Russenkino“) zum feierlichen Gedächtnis des ersten Jahrestages des Todes von Stalin versammeln. Um die Trauerfeier zu stören, nicht etwa laut, sondern auf „geschickte“ Weise, besprach ich über mehrere Bankreihen hinweg mit meinem Schulkameraden Otto Straube, – bis kurz zuvor hatte er mit seinen Eltern bei Leningrad gelebt, wo sein Vater als hochqualifizierter Physiker für die Sowjetunion arbeiten musste; Otto war dort auf eine deutschsprachige Schule gegangen und sprach fließend Russisch, auch er wurde später Physiker –, einige Mathematikaufgaben. Daraufhin wurden wir beide zur Schuldirektorin (Frau Pelzer) bestellt, wo wir einem peinlichen Verhör unterzogen wurden und nach dem Usus bürgerlicher(!) Gymnasien das „*consilium abeundi*“ erhielten, freilich nur mündlich, mit einer Bewährungszeit von neun Monaten. Die Sache verlief aber im Sande, weil die Lehrerin, die uns angezeigt hatte, sich wenig später nach dem Westen absetzte. Eine interne Niederschrift über diesen Vorgang muss aber doch gemacht worden sein, denn einige Tage nach dem Abitur 1957, – ich war rechtlich gesehen innerhalb der letzten Ferien noch Schüler –, wurde mir, freilich auch meinem Schulfreund Rolf Marstaller, die schriftliche Zustimmung der Schule verweigert, die vom polizeilichen Meldeamt auf Grund einer neuen Verfügung in letzter Minute vor der Aushändigung der schon ausgestellten Reisepapiere für Westdeutschland verlangt wurde. Wir hatten geplant und alles vorbereitet, in Südwestdeutschland einige Wochen zu arbeiten, um etwas Geld zu verdienen; anschließend wollte ich mit meinem Schulkameraden Rolf mit dem Fahrrad nach Italien fahren, um in der Lombardei und Venetien romanische Baudenkmale zu studieren; dafür hatten wir ein Jahr lang fleißig Italienisch gelernt. Erst ein halbes Menschenleben später konnte ich in Italien einen Rest dieses Jugendtraumes verwirklichen! Damals aber kam nur eine 14-tägige Radtour durch die DDR zustande. Diese Ausweich-Reise galt dem Kennenlernen einiger bedeutender Bauwerke zwischen Merseburg, Halberstadt, Tangermünde, Jericho, Potsdam, Spreewald, Jüterbog, Wörlitz, Köthen. Als Naturfreunde hatten wir, angeregt durch Svend Fleuron, von der Lüneburger Heide geträumt; deshalb waren wir auf die benachbarte Letzlinger Heide gespannt, denn über die Grenze durften wir nicht. Doch wir wurden teilweise enttäuscht, denn große Bereiche dieser Heide waren als Übungsgelände der Russen gesperrt. Die Tour war von meinem Interessen-Freund nach rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten vorbereitet worden; seine schon damals angelesenen Kenntnisse auf dem Gebiet der Kunst- und Kulturgeschichte

haben mich beeindruckt und seine Begeisterung hat mich damals so nachhaltig angesteckt, dass ich auch von dieser Grundlegung mein ganzes Leben zehren konnte. Rolf Marstaller, der später Oberschullehrer werden sollte, war schon zu unserer Schulzeit ein professioneller Schmetterlingssammler: Er hatte mich 1955 und 1956, während unserer Klassenferien in Dierhagen an der Ostsee, in die Wiesen und Moore mit zum Jagen und Fangen von Schmetterlingen genommen, jeden Tag, während unsere Kameraden mit den Mädchen im Meer badeten, im Sand lagen oder am Strand Ball spielten. Auf diese Weise habe ich gelernt, den „Grossen“ vom „Kleinen Fuchs“ und den „Admiral“ vom „Feuervogel“ zu unterscheiden und die verschiedenen Arten der „Bläulinge“ und den „Braunen Bären“ mit ihren richtigen Namen anzusprechen, was mir dann bei späteren Wanderungen mit meinen Kindern immer wieder Spaß und Genugtuung bereitet hat.

Nochmals zurück zum Oberschul-Abschlussjahr 1957: Eine weitere Nachwirkung unserer „Störung“ der Stalin-Feier wurde bemerkbar nach meiner vom Direktorat der Oberschule ausgehenden Bewerbung zum Studium: Sie verschwand stillschweigend (trotz Einschreibens), bis heute unauffindbar, mitsamt dem ersten Original meines Abiturzeugnisses. Die Schuldirektion schob das Verschwinden auf den Postweg nach Berlin zur zentralen Bewerbungsstelle, doch später erfuhr ich durch Indiskretion von meinem Professor Gotthard Neumann, dass aus mündlichen Andeutungen während der Auswahlberatungen oder aus internen, schriftlichen Beurteilungen ihm zu Ohren gekommen sei, dass ich vom Hochschulstudium abzuhalten sei. Und auch gerade deswegen hat er mich gefördert!

Unsere Eltern sind mit uns nie in eine Gaststätte gegangen, etwa zum Essen oder zum Feiern, das war auch ganz allgemein in dieser Zeit auf dem Lande nicht üblich; sie selber sind auch nie zum reinen Vergnügen oder zur Erholung irgendwohin gefahren. Unser Vater hatte zwar gesetzlich garantierten Erholungsurlaub, doch während dieser zwei Wochen arbeitete er im Garten oder fuhr, im Wechsel mit unserer Mutter, zu unseren Verwandten nach Westfalen und in die Pfalz (ab 1967 als Invalidenrentner). Nur einmal (um 1950) hat unser Vater mit meinem Bruder und mir eine Fahrt nach Leipzig unternommen; wir haben dort den Zoo und das Völkerschlachtdenkmal besichtigt. Von den Einzelheiten dieses Tages habe ich aber nur im Gedächtnis behalten, wie herrlich der Funkenflug von der Lokomotive war, der bei der Nachtfahrt zurück nach Jena an unserem offenen(!) Fenster vorbeizog, wobei sogar unser Vater eine bei ihm sehr seltene Freude und Begeisterung zeigte. Natürlich hatten wir, wie immer, wenn wir bei solchen Bahnfahrten den Kopf aus dem Fenster hielten, anschließend noch Tage lang mit der lästigen Beseitigung des Kohlestaubes aus unseren Augen zu tun. Heute würde der „Spätgeborene“ fragen: „Wie seid ihr in der Nacht damals vom Saalbahnhof nach Lützeroda gekommen?“ – Die Antwort: „Natürlich zu Fuß!“

Bei allen Arbeiten unserer Eltern durften wir dabei sein: Zuschauen beim Schränken und Schärfen der Schrotsäge, beim Holzspalten, beim Schlachten der Tiere, Rupfen der Gänse und Abbrühen der Hühner oder beim Kartoffelschälen, Einwecken oder beim Pflanzen von Salat; mithelfen beim Anbringen von Holzlatten, beim Teeren der Pappe auf den Dächern unserer beiden Schuppen, beim Schieben des vollen Handwagens hoch ins Dorf oder beim Pflücken von Johannis- und Stachelbeeren. Nach dem Rösten der Gerste auf Kuchenblechen im Backofen, – einen Elektroherd hatten wir natürlich nicht –, durften wir die hölzerne Kaffeemühle bedienen und den groben oder feinen Malzkaffee in ein Glas füllen. Stundenlang dauerte abends das Ausformen/Drehen zigarrenförmiger „Nudeln“ aus gedünsteten Schrotmehl (und Kartoffeln?), die erst auf Kuchenblechen leicht angetrocknet wurden, bevor damit die Gänse zum Fettwerden mehrere Wochen vor ihrer Schlachtung „gestopft/genudelt“ wurden; die letztgenannte Aufgabe wurde uns Jugendlichen aber nicht zugemutet, vielleicht weil sie zu brutal war. Als äußerst üble Arbeit habe ich das jährliche Entleeren unserer Jauche-/Abortgrube in Erinnerung: Es war ausschließlich unser eigener Kot, der aus der nicht

mehr voll funktionierenden Klärgrube mit einer Kelle herausgeschöpft und mit Eimern in den Garten (als Dünger) getragen werden musste. Um das Abwasser aus Küche und Waschküche, – ein Bad hatten wir, wie gesagt, nicht –, brauchten wir uns nicht zu kümmern, es floss ursprünglich durch zwei Filtergruben, die aber verstopft waren, den Berg hinab in den Wald.

Das „Landhaus“ war mit einer eigenen Wasserversorgung ausgestattet: Im Garten war eine tiefliegende Quelle mit Schichtwasser in drei Brunnenschächten technisch perfekt angezapft worden; aus einem unterirdischen Sammelbecken (betonierte Zisterne) wurde das Trinkwasser über etwa 100 m zum Hause gepumpt (angesaugt) und dort in einem eigenen Kellerraum in einem Druckkessel gespeichert. Dieses moderne Versorgungssystem funktionierte bis zur dauerhaften Wohnnutzung des „Landhauses“ im Jahre 2012, ob nach der langen Trockenperiode noch heute, weiß ich nicht. Mehrfach im Sommer wurde die über Hand genommene Zahl der Fliegen aus unseren Zimmern durch die geöffneten Fenster gemeinsam nach Draußen vertrieben, und zwar mit belaubten Zweigen; der Erfolg hielt einige Tage vor. Zwischendurch wurden die hässlichen Fliegenfänger aufgehängt; eine Fliegenklatsche gab es auch; ihre Benutzung war aber nicht beliebt.

Einige schöne Schulausflüge sind mir in Erinnerung geblieben, wenn auch mit nur wenigen Einzelheiten. Mit Herrn Lehrer Thieme oder/und mit Fräulein Lehrerin H. Rohmann (um 1947/48) nach Kapellendorf: Ich schloss mich mit den wenigen anderen Lützerodaern im Dorfe der Gruppe an; dann ging es über Vierzehnheiligen an der „Holzecke“ vorbei, am Strassengraben wurde erste Rast gemacht; dann liefen wir weiter durch Klein- und Großromstedt zum „Sperlingsberg“ mit seinem Denkmalturm von 1906, der an die letzten, entscheidenden Stunden der Schlacht von Jena-Vierzehnheiligen-Kapellendorf am 14./15. Oktober 1806 erinnern soll; in der Gaststätte der Wasserburg Kapellendorf aßen wir unsere restlichen Stullen und tranken dazu Fassbrause; am späten Nachmittag wanderten wir wieder zurück. Wenn ich heute nachmesse, betrug mein Fußweg damals etwa 16 Kilometer, derjenige der Cospedaer gar 20 Kilometer, das sind Strecken, die heute für so kleine Kinder vermutlich nicht mehr zumutbar wären. Eine zusätzliche Begleitperson als Aufsicht, etwa ein Elternteil, war nicht notwendig. In der 5. und 6. Klasse führten uns Schulwanderungen durch das „Eisenberger Mühlthal“ und zum „Fuchsturm“ auf den Jenaer Hausbergen, wobei wir über das Dorf „Ziegenhain“ aufstiegen. Von diesem Ausflug habe ich nicht etwa die Burg, sondern die geheimnisvollen „Teufelslöcher“ im Gedächtnis behalten, ihre eigenartigen Felsgebilde haben mich ebenso beeindruckt wie die Erzählung von den Dorfbewohnern, die in längst vergangenen Kriegsjahren in diese Höhlen geflüchtet sein sollen. Ein anderes Mal ging's mit der Klasse über die Camsdorfer Brücke und durch Jena-Ost hinauf zum Jenzig und weiter durch den Wald auf dem „Hufeisen“ zur Kunitzburg; von diesem Ausflug habe ich nicht etwa das Schwitzen beim Aufstieg oder die grandiose Aussicht von oben oder die mich später so interessierende Burgruine („Gleisberg“) im Gedächtnis, sondern bildhaft deutlich nur die Erzählung unseres Lehrers, das vom „Hufeisen“ fast ganz umfangene und versteckte Dorf „Laasan“ sei in früheren Kriegen unentdeckt und von Brandschatzung und Plünderung verschont geblieben. Irgendwann in diesen Jahren, ich erinnere mich nur noch an gewisse, allgemeine Eindrücke, nicht an Einzelheiten, besuchten wir auch das Planetarium und den Botanischen Garten, ein anderes Mal auch das Ernst-Haeckel-Museum in Jena und fuhren nach Saalfeld, um in den „Feengrotten“ zu staunen. In der 6. und 7. Klasse unternahm Lehrer Thieme mit uns einen Ausflug einmal zur „Rudelsburg“ bei Bad Kösen, das andere Mal zur „Neuenburg“ bei Freyburg: Von Cospeda liefen wir über den „Windknollen“ und durch's „Goethewaldchen“ hinunter zum Saalbahnhof, weiter ging's mit dem Zug nach Bad Kösen bzw. nach Naumburg; von Kösen per Schiff auf der Saale zum Anlegeplatz unterhalb der „Rudelsburg“; von Naumburg zu Fuß an den Weinbergen mit ihren Felsbildern vorbei zur „Neuenburg“, wo dann im Gasthof „Zum Edelacker“ die mitgebrachte Verpflegung gegessen und die obligatorische gelbe Fassbrause getrunken wurde. Einer der letzten Schulausflüge führte uns durch das „Mühlthal“ und den „Großschwabhäuser Grund“ zur Dorfwüstung

„Möbis“, wo die zugewachsenen Hauskeller und der noch erkennbare Dorfplatz beeindruckend waren. Dass bis zum Ende der Grundschulzeit (1953) auch eine Wanderung zur Leuchtenburg bei Kahla und eine Fahrt nach Weimar in die Häuser von Goethe und Schiller mit einer Wanderung nach Schloss Tiefurt durchgeführt wurde, hat sich in meinem Gedächtnis nur nebelhaft niedergeschlagen und ist unsicher. Allerdings weiß ich ziemlich sicher, dass niemand, weder ich noch ein anderer Mitschüler, auf einer solchen Wanderung oder für die normalen Schulstunden etwa eine Flasche zum Trinken mithatte: Die Eltern haben ganz einfach nicht gewusst, dass eine solche Tradition - Verzicht auf Trinken - nicht gerade gut war. Doch als Feststellung für diese Schulausflüge (1947-1953) wirklich wichtiger, freilich erst rückblickend zu hinterfragen, ist etwas ganz anderes: Kirchen wurden niemals besichtigt, weder von außen, noch von innen; aber auch das nahe gelegene Konzentrationslager Buchenwald, – von der Höhe am „Kripp’schen See“ war bei guter Sicht am Horizont nicht nur der Kyffhäuser (80 km entfernt), sondern dicht links daneben auch, sogar in nur 22 km Entfernung, deutlich der „Ettersberg“ bei Weimar zu sehen –, wurde nicht besucht, wobei ich allerdings nicht weiß, wie viele Jahre nach 1945 dort in den gleichen Baracken noch das sowjetische Internierungs- und Umerziehungslager bestand und seit wann in den 50er Jahren dieser schreckliche Ort als Gedächtnisstätte für die Verbrechen der Naziherrschaft hergerichtet und allgemein zugänglich gemacht wurde (nach 1991 erweitert um die Lagerzeit in der sowjetischen Besatzungszone).

Erinnerungsbericht begonnen 2009 (in meinem 71. Lebensjahr); vorläufiger Abschluss der Ergänzungen: 10. Februar 2021.

(einzelne fehlende Namen könnten mir noch einfallen, unsichere Jahreszahlen kaum)

Autorisiert: R. Spehr
Dresden, 7.3.2021

Nachbemerkung

Die in diesem Bericht gezeigten Abbildungen sind- mit wenigen Ausnahmen-gescannte Wiedergaben von Originalfotos, die Reinhard Spehr zur Verfügung gestellt hat.

Die mit ★ in der Bildunterschrift versehenen Abbildungen sind dem Archiv des HVC entnommen, bzw. von der Redaktion speziell für diesen Bericht gestaltet worden.

Schrägluftaufnahme vom Südrand Cospedas mit Blick auf Lützeroda, Vierzehnhiligen und den Giebel des Landhauses (Febr. 2016).

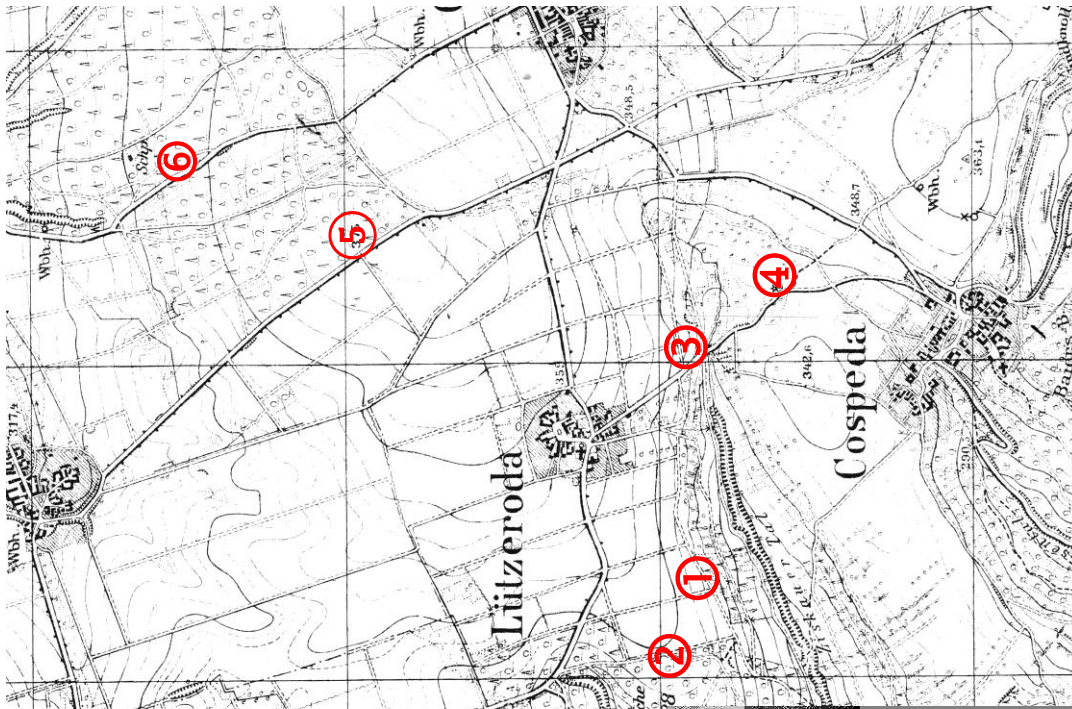




★ Schrägluftbild. Blick auf
Lützeroda von Südosten.
(Okt. 2012)



★ Lützeroda. Blick auf den
Rundling in Richtung Nordosten.
(Okt. 2012)



- ① Landhaus
- ② Festbuche
- ③ „Goldgrube“
- ④ Windrad der Wasserpumpstation
- ⑤ Kripp'scher See“
- (Heute: GLB „Serbe-Tümpel“)
- ⑥ Reste eines Materiallagers der deutschen Wehrmacht

Ausschnitt aus der topographischen Karte 1:25000 5035 Jena
Herausgegeben 1905, einzelne Nachträge 1933

Das Streifgebiet von Reinhard Spehr während seiner Kinder- und Jugendjahre